

Biblioteka Uniwersytecka
w Toruniu

32257

II

d
26

002226. 8°

[11]

Zur Beachtung!

- 1) Die Bücher sind zum Termin zurückzugeben oder es ist eine Verlängerung der Leihfrist zu beantragen.
- 2) Jedes entliehene Buch ist während der Leihzeit in einem Umschlage aufzubewahren und so auch der Bibliothek wieder zuzustellen.
3. Die Bücher sind in jeder Weise zu schonen. Das Anstreichen, Unterstreichen, Beschreiben und dgl. sind streng verboten. Zuwiderhandelnde können zum Ersatze des Buches verpflichtet werden. Auch werden ihnen in Zukunft andere Bücher nicht verabfolgt werden.
- 4) Beschädigungen und Defekte sind spätestens am Tage nach Empfange der Bücher zur Anzeige zu bringen.

Die Verwaltung.

Sammlung von
Schriften zur Zeitgeschichte

Od. 2226^{8.} (91)

Zwischen Lindau und Memel
während des Krieges

von

Paul Schlenther

LIBRARY
MAY 2 1915

445
1915

1915

1915

S. Fischer, Verlag
Berlin



32257
101

Erstes bis viertes Tausend
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die der Übersetzung

Bernhard — Erich — Frig
drei Inhabern des Eisernen Kreuzes
drei tapferen Ostpreußen

Inhalt

Fahrplanlose Fahrten im Schritt	9
Last sie reden	38
Der zehnte November	41
Totensonntag	45
Friede auf Erden	52
Bombengruß	55
Nach Masuren	62
Memelabwärts	79
Grenzerinnen	84
Landschaftsrat Maul	90
Der Oberpräsident von Ostpreußen	92
Steinerne Patenkinder	100
Gerdaunen und Wilmersdorf	114
Kupfer und Messing	119
Kriege und Dichter	121

Diese Aufsätze erschienen in etwas anderer Form
zuerst im Berliner Tageblatt.

Fahrplanlose Fahrten im Schritt

August 1914

Von Lindau nach München! Diese Strecke, so reizvoll Anfang und Ende sind, erschien mir immer etwas langweilig. Die Gegend wirkte nicht besonders abwechslungsreich, Städte und Städtchen nicht sehr bemerkenswert. Die drei Stunden, in denen der Schnellzug hier durchsaust, pflegten zu schleichen. Vielleicht lag es daran, daß auf der Hinfahrt die Freude, den Bodensee wiederzusehen, ungeduldig machte, beim Heimkehren der Schmerz, von den Alpen scheiden zu müssen, verstimmte. Und diesen unliebsamen Weg sollten wir nun in einem überfüllten Militärzuge zwölf Stunden lang durchbummeln, von acht Uhr früh bis acht Uhr abends, mancher Verspätung gewärtig!

Das Vorgefühl davon wäre schreckhaft gewesen, wenn man sich in diesen Tagen nicht längst auch in kleinen und kleinsten Dingen zur Unerfrodenheit erzogen hätte. Siehe da, auch auf dieser Reise, im Tempo alter Postschnecken, verwandelte sich Befürchtung in gelassene Zuversicht. Alles ging, dem improvisierten Kriegsfahrplan gemäß, pünktlich zur Sekunde vonstatten. Jede Station wurde rechtzeitig erreicht und verlassen. Der

endlos lange Bahnzug, den erst auf der letzten Strecke mehr als eine Dampfmaschine zog, den ein einziger Schaffner führte, tat, wie ein deutscher Soldat, seine Pflicht und Schuldigkeit.

Deutsche Soldaten, feldmäßig gerüstet, füllten jene siglosen Wagen, in denen sonst Gepäck oder Vieh befördert wird. Deutsche Soldaten grüßten einander auf den Haltestellen. Nie in meinem langen Leben bin ich mit besserer Gesellschaft gefahren. Ich bin aber auch noch nie so kurzweilig gereist, weder von Lindau nach München, noch sonst auf den tausend Straßen, durch die mein Schicksal zog. Die Sommersonne schien nicht heiß. Über das blaue Firmament strichen schneeweiße Wölkchen, als trüge auch der liebe alte Himmel die Farben des stammverwandten Landes, durch das die Reise ging. Die Landschaft in ihrem saftigen, vom gestrigen Regen erfrischten Grün, im ungenutzt prangenden, leider schon rostenden Segen ihrer Felder, verriet zarte Reize, von denen der jagende Luxuszügler nichts merkt. Je tiefer die Sonnenkugel sank, desto schöner ward es. Immer heller schimmerten die Wände der Bauernhäuser, immer röter leuchteten ihre Dächer aus den dunkelnden Wäldern heraus ins himmlische Blau.

Auf den Stationen — auch nicht die kleinste Haltestelle wurde übergangen — wiederholte sich immer derselbe Ablauf. Aber je öfter das Gleiche wiederkehrte, desto tiefer griff es ans Herz. Überall sperrte ein Staketenzaun den Bahnsteig ab. Hinter dem Zaun stand, was zurückblieb. Da sah man — und sah wieder weg — die alte Landfrau, ihre geröteten Augen auf eine einzige

Stelle des Eisenbahnzuges gerichtet, der ihr den einen viel zu rasch wegführen wird. Anderswo lehnte am Zaun ein fünfzehnjähriger deutscher Junge, ganz still für sich allein, im tiefsten Ernst. Unerfahren und versonnen liegt sein Blick auf den wehrhaften Männern und Jünglingen, die aus dem Viehwagen winken. Will er mit? Will auch er mit seinen halbwüchsigen Gliedmaßen in diesen schlichten Rock des Königs hinein? Das Lürchen im Zaun öffnet sich noch nicht für ihn. Er bleibt hinter den Staketen und sieht dem abfahrenden Zuge nach, einer aus unserer herrlichen, lange Zeit so schlimm verkannten Jugend! Der Zug fährt durch schwäbisches Land. Da klingt es in unverfälschter Mundart aus geräumiger Ferne zu uns herüber: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele naus . . . und du, mein Schatz, bleibstst hier . . . Wenn i komm, wenn i komm, wenn i wiedrum komm . . .“ Weiter gegen München zu führte ein Bauer auf seinem Handwagen ganz junge Kälbchen in den Zug, etwa ein halbes Duzend; blitzblanken Felles, stark und doch zart, mit treuherzigen Schnäuzlein und großen, weltoffenen Augen, dicht aneinander gedrängt. Warum erinnerte auch dieses kräftige animalische Bild an jene wehrhafte Mannesjugend im Viehwagen?

So verging der lange Tag. Er wird, wie alle diese Augusttage, unvergeßlich bleiben. Für Abwechslung sorgte auch diesmal wieder der Mutwille lieber Mitmenschen. Wir hatten in einem Abteil zweiter Klasse leidlichen Platz gefunden, aber für Nichtraucher und ohne jenes verschwiegene, oft so freudig begrüßte Seitenpörrchen. Unsere Reisekameraden schienen Berliner

wie wir, von der leiseren Sorte. Wir trugen still begnügt mit ihnen das gleiche Schicksal durch dieses Stückchen Welt. Unterwegs stieg ein Herr hinzu. Er sprach so ähnlich wie Frank Wedekind und brachte Leben in unsere Bude. Divinatorisch ahnte er den Verlauf des Feldzuges, wußte mit Regimentern und Armeekorps, mit Kavallerie und Infanterie, mit Serben und Montenegrinern Bescheid, kannte schon ganz genau, was bei Soldau und Lüttich noch gar nicht passiert war. In Kempten war Mittagskraft. Wir aßen überraschend gut und vermißten nur das noch bessere bayrische Bier, denn, wie in allen Bahnhofswirtschaften, war Alkoholfreiheit ein sehr weises militärisches Gebot. Über diese Entbehrung sollte bei der Weiterfahrt eine Zigarre hinweghelfen. Zu solchem Zweck stiegen wir in eine leere dritte Klasse, ließen aber unser reichliches Handgepäck bei den Nichtrauchern der zweiten Klasse. Die Zigarre mundete so gut, wie ich es allen unseren Kriegern immer wünschen möchte. Sie war so lang, daß sie, zu meinem Genusse, mehrere Haltestellen überdauerte. Aber wie jedes kleine und große Ding in dieser Zeitlichkeit, und wie — so hoffen wir — auch unser großer, erhabener Krieg, nahm mein braves Hamburger Kraut schließlich doch ein Ende. Wir konnten nun wieder zu unsern Nichtrauchern in die wohlbezahlte zweite Klasse steigen.

Ein vierstimmiger Schrei des Entsetzens empfing uns. Man starrte auf uns, wie auf Gespenster. Pseudowedekind fand zuerst die Sprache wieder und klärte uns darüber auf, daß er unser Handgepäck bei der nächsten Haltestelle hinter Kempten — ritsch, ratsch — auf den

Bahnsteig herausgelegt habe, weil er sich gedrunken fühlte, anzunehmen, wir hätten über den kulinarischen Genüssen Kemptens den Zug veräußert. Der Gedanke, in dieser schweren Zeit einen Verlust zu erleiden, war mir Trost. Auch meine tapfere Lebensgefährtin fügte sich mit ruhiger Seele in die Vorstellung, für die nächste Nacht und den nächsten Morgen so manches entbehren zu müssen, was der Alltäglichkeit verwöhnter Kulturmenschen notwendig scheint. Trotz diesen unruhigen Zeiten bekamen wir das Handgepäck mit nächstem Zuge auf dem Münchner Hauptbahnhofe vollzählig und unverehrt ausgeliefert; ich rechne das der bayrischen Bahnverwaltung hoch an; ihr zu Dank habe ich den winzigen Zwischenfall erwähnt.

Ich möchte ihn aber auch als Exempel statuieren für die alte Fabellehre: „Blinder Eifer schadet nur“ und für das andre, von Bismarck wieder aufgebrachte Wort: „Quieta non movere!“ Unsere Handtaschen, Regenschirme, Mäntel lagen so schön ruhig im Neß! Was hatte jener wildfremde Herr daran zu rühren? Für seine gute Absicht durfte ich ihm — nicht ohne ein feines Lächeln der Ironie — danken. Sicher zählt er zu den Menschen, die edel sind, hilfreich und gut. Aber, beim Gotte der Geschäftlhuberei, darf man denn zwischen Kempten und Beggau nicht mehr schmauchen, ohne daß sich ein lieber Mitmensch darum zu kümmern hat? In unsrer schweren Zeit, die so viele entfremdete und getrennte Herzen auf das innigste verbindet, gehören Hilfsbereitschaft und Hilfskraft zu den höchsten Heilsgütern und Gnadengeschenken. Man wird sie jetzt allerwege üben und be-

währen. Vielleicht trägt mein bescheidenes Erlebnis dazu bei, nützenden Eifer von schädlichem Übereifer in einzelnen Fällen taktvoll und verständig unterscheiden zu lehren. Während der nächsten Monate wird Wichtigeres auf dem Spiele stehen als die eigne Zahnbürste und ein wärmender Mantel! Da könnte blinder Eifer nicht nur zu tragikomischen Verlegenheiten führen, sondern leicht auch zu Katastrophen.

Der wärmende Mantel ist für München auch in Sommernächten gut zu brauchen, denn wenn die Sonne unterging, so meldet ein rauher Lufthauch an, daß diese Residenz eine Höhenstadt ist. Deshalb suchten wir gleich nach unsrer Ankunft in nächster Nähe des Hauptbahnhofs ein Plätzchen, wo Menschennähe den wärmenden Mantel ersetzt. Wir fanden es in den weiten, kaum übersichtbaren Hallen des Matthäuserbräus. Das Plätzchen war nicht gleich zu finden, denn Tausende von Menschen saßen da, und so viel Menschen, so viel Maßkrüge, die auf dauerhaftes Sitzen deuteten. Es war, als würde ein großer Abschied gefeiert. Noch ein letztes Mal wollte der Münchner sein allerbestes Bier mit denen, die er ins Feld schickt, aus demselben Krüge trinken, auf daß der Bub heil und als ein Sieger heim komme. Da saßen sie nun Leib neben Leib und Herz neben Herz, dicht aneinander gedrängt, die Väter und die Söhne, und zwischendurch auch noch manch ein alter Großpapa mit den Kriegsdenkmalen von Weißenburg und Würth auf der Brust.

Hier und da gibt es auch wohl einen Soldaten, der

nicht gerade an seine Väter denkt. In einem entlegenen Eckchen des unendlichen Saales hält er sein Münchner Mädchel noch einen letzten Abend lang im Arm, und wenn ihr das Weinen kommt, so tröstet und trinkt er sie aus seinem Maßkrüge. Das aber sind die wenigsten, die jetzt noch an dem Schürzchen hängen und für lange Zeit einen Vorschuß auf Minne nehmen. Die meisten fühlen sich in ihren Blaujacken oder in ihrer Feldfarbe schon als Krieger zum großen Ganzen gehörig, und wohl darf man in diesen übervollen Bierhallen ein Gleichnis der Einheit aller Deutschen finden. Von Zeit zu Zeit schallt aus vielen tausend männlichen Kehlen, aus vielen tausend männlichen Seelen ein Gesang zu den hohen Wölbungen empor.

Wir hören jetzt wieder dasselbe, was wir schon gestern und vorgestern am Bodensee hörten, von den Schiffen her, die immer neue junge Mannschaft vom jungen Rheine ans bayrische Ufer trugen: „Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein.“ Wie vor vierundvierzig Jahren, so will auch jetzt wiederum dieser Trostgesang das deutsche Herz am feurigsten durchglühen. Aber noch ein andres Lied, ein wunderschönes, flutet immer wieder und wieder durch die Hallen; ein Lied, das nach trauriger Verirrtheit nun endlich wieder zu seinen alten, hohen Ehren kommt: „Deutschland, Deutschland, über alles.“ Jedes Wort und jeder Ton in diesem Lied ein Hammerschlag, der zusammenfügt.

Wo ist sie hin, Deutschlands „Zerrissenheit“? In den Münchner Matthäuserhallen sitzen an diesem Abschiedsabend nicht bloß Bajuwaren. Es sitzen auch Franken und

Memannen, Niedersachsen und Obersachsen und sogar Preußen. Als wolle er altes Mißverständnis sühnen, ist der Münchner gut und lieb zum Berliner. In vollster Ehrlichkeit spricht die dicke, alte Kellnerin, als sie den dritten Maßkrug vor mich hinstellt, von dem Mut und der Schlagkraft der Preußen und macht dabei die Gebärde des „Dreschens“.

Der nächste Tag ist ein lichter Sonntag! Der 9. August! Man sieht jetzt schon viel weniger Reservisten. Wenn sie auf der Neuhäuser Straße beim Augustinerbräu vorbeigehen, so reichen ihnen blutjunge Studenten Zigaretten zum offenen Fenster heraus. Fast alle Zivilpersonen, Männer und Frauen, tragen ein Bändchen. Oft verweht sich mit dem bayrischen Blauweiß die Reichstricolore und auch das Schwarzgelb des freundnachbarlichen Bundesbruders. Überall aus den Bierhäusern dröhnt es: „Deutschland hoch“ und bald darauf „Hoch Österreich“. Niemals „Hoch Bayern!“

In dieser Sonntagsfrühe schlägt man auf schwarzgelben Zetteln die Nachricht von der Erstürmung Lüttichs an die Wand; eine Nachricht, die jedem deutschen Mann das Wasser in die Augen treiben könnte. Nicht einmal in den Gastwirtschaften weckt die Botschaft lauten Jubel. Mit einer religiösen Feierlichkeit bewegt sie alle Herzen, und wirklich sieht man Münchens gute Katholiken zum Dankgebet in ihre allzeit offenen Kirchen treten.

Sonntags abends sitzen wir mitten unter dem Volk im Hofbräukeller. Es sind fast gar keine Uniformen mehr da. Aber eine hehre Uniformität des einen Gedankens und des einen Zieles geht von Tisch zu Tisch, von Faß

zu Faß. Überall ist vom Krieg die Rede. Man hört es aus vereinzelt herübergetragenen Worten. Zuversichtlicher Ernst würzt den Labetrunk und dämpft den urwüchsigem Frohsinn dieses Volkes und dieses Ortes. Ein Zweifel am Siege kommt nirgends auf. Von Herzen spricht man immer wieder über den Kaiser und sein hohes Wort, er kenne keine Parteien mehr. Wenn der Kaiser jetzt als ein Harun al Raschid durch München gehen dürfte, so fände er vielleicht ein noch höheres Wort: „Ich kenne keine Preußen, keine Bayern mehr, ich kenne nur noch Deutsche.“ Wir Norddeutschen aber, die wir uns hier zur langsamen, beschaulichen Weiterfahrt in die Heimat stärken, wir rufen aus blutsverwandtem Geiste: Gott mit dir und deinen Waffen, deinen Fahnen, Bruder Bayer!

Als vor zwanzig Jahren die vereinsamten Landstraßen und die vereinsamten Gasthöfe der kleinen Städte dem großen Verkehr zurückerobert wurden, konnte man dies als ein Beispiel für die Lehre von der Wiederkunft aller Dinge auffassen. Dem alten Ritt des Ritters wollte das Rad des Radlers entsprechen; dem schwerfälligen Reisewagen, in den Goethe seine Bettkiste und einen Teil seines Hausrats packen ließ, konnte das Automobil entsprechen, in welchem sich Gerhart Hauptmann durch den Straßenstaub des Kontinents plagte. Nur die dritte, die ursprüngliche Reiseform älterer Zeiten, hat in unsrer sportlustigen Gegenwart noch kein Seitenstück gefunden; jene Reiseform, in der ein dritter deutscher Dichter,



Friedrich Hebbel, mit seinem wegwunden Hündchen, von München bis Hamburg gelangte: das Reisen auf Schusters nagelfest behuften Klappen. Die gemeinsamen Ausflüge der „Wandervögel“ und „Pfadfinder“ nehmen zwar auch Schusters Klappen in Anspruch, aber sie stecken sich doch nicht, wie der reisende Handwerksbursch bei Schwind und Ludwig Richter, ein bestimmtes, möglichst rasch zu erreichendes Ziel. Ihr Wandern ist, wie es der Jugend geziemt, mehr ein Schwärmen, ein Ausschwärmen, ein Umherschwärmen.

Verwandter konnte sich dem alten Fußwanderer, dem „armen“ Reisenden, derjenige fühlen, der in diesen Tagen der Mobilmachung quer durch unser Deutschland in die Heimatstadt strebte. Wenn notgedrungen auf den einzelnen Bahnhöfen die Fahrt gar nicht weitergehen wollte, oder wenn es plötzlich irgendwo hieß: „Alles aussteigen, der Zug bleibt hier stehen,“ so dachte man sich in seinem geduldigen Mute: langsamer kam Wiedermeier per pedes apostolorum auch nicht vorwärts. Mehr als einmal hätte man sich von einer der schön belaubten Buchen oder Ulmen am Weg den Wanderstab herunterzuschneiden mögen, um landeinwärts auszuschießen, statt der Sorgen um Freunde und Vaterland ein Ränzlein auf dem Rücken. Aber unser wuchtiges Reisegepäck verwandelte sich in das leichte Felleisen so wenig, wie in wanderfrohen Leichtsinns das Päckchen Gedanken, das uns auf der Seele lag. Und so mußten wir von Süden Nord mit der schleichenden Eisenbahn Schritt halten.

Jetzt steht man in der Vorhalle des streng abgesperrten, mitten in der schönsten Reisezeit öd und leer vor sich hin-

brütenden Münchner Hauptbahnhofs und hilft ihm brüten. Überall kleben noch an den Wänden der Vorhalle schöne große, gelbe Fahrpläne mit den verlockendsten Schnell- und Luxuszügen, aber quer durch das Blatt brummt den gierigen Leser das Wort „Ungültig“ an. O, was waren das für längst verschollene, selige Zeiten, als man um zwölf Uhr mittags in einem Speisewagen Platz nehmen konnte und sich abends um zehn Uhr in einem Schlaflupee ausstrecken durfte! Dort war es immer ein bißchen heiß, hier immer ein bißchen eng, hier schimpfte man, wenn das Oberbett schnarchte, dort maulte man, weil das Rauchen verboten war. Wie undankbar wird man gegen Wohltaten der modernen Kultur, wenn sie zur Alltäglichkeit geworden sind! Wie sehnt man sich nach ihnen, wenn sie plötzlich fehlen!

Wie weit entrückt war uns schon der Güterzug, der Bummelzug, mit dem wir in unsrer Jugend aus Sparsamkeitsrücksichten zu rechnen hatten! Nun dehnt er sich doch wieder vor uns aus. Wir müssen ihn besteigen. Er geht nur alle sechs Stunden, immer zur gleichen Minute. Das ist ein grundgescheiter Einfall der Bahnverwaltung, der auch dem Publikum das Disponieren erleichtert. Mit Leid- und Beggefährten berät man, welcher Weg nach Berlin der geradeste sei: ob über Regensburg-Hof oder über Nürnberg-Saalfeld. Von beiden Wegen sieht man nur ein Stückchen mit einiger Deutlichkeit vor sich. Dann verlieren sich alle zwei im Dunkel. Was hinter Hof oder Lichtenfels erfolgen wird, weiß in München noch keine Seele. Man knobelt oder zählt an den Knöpfen ab: Hie Nürnberg! Hie Regens-

burg! Eine Berliner Dame ruft das Los nach Nürnberg, uns das Verhängnis nach Regensburg. Wer von uns wird als Madam Swinegel zuerst in Berlin jubeln: „Ich bin all da?“

Und nun auf, zur siebenstündigen Fahrt! Mit guten Bekannten, die man zufällig im Wagen findet, richtet man sich ein, tauscht Lindt-Schokolade gegen Sarotti-Schokolade aus, ringt in Landshut um Kaffee, in Neufahrn um Limonaden, treibt allerlei Ull und fährt wieder in einen wundervollen Augustabend hinein. Wie nun schon seit vielen Tagen begleitet unsern Weg der stille Wehrmann, aufgepflanzt wie die Meilensteine an unsren chaussierten Landstraßen, wie die Wärterhäuschen an unsern Schienenwegen. Wir kennen diesen einsamen, ins Abenddunkel hineinstehenden Wachtposten schon, seitdem wir aus der Veltliner Weinebene ins Bündnerland aufstiegen. Bei jeder Brücke, jedem Tunnel, jedem Viadukt, jedem Straßenübergang wachte und wartete, Gewehr bei Fuß oder Gewehr über Schulter, in seinem Milzrock ein unabhängiger, neutraler, aufrechter Schweizer. Das ging so über die Bernina, und von dieser gewaltigen Gletscheröde herab über das noch verödeterere Pontresina, wo wir, statt zweier Wochen, am 4. August zwei Stunden weilten, bis herunter in die nächtliche, regentriefende Finsternis von Chur; das ging am andern Tage bis in den Hafen von Rorschach hinein, und das setzte sich diesseits des Bodensees fort durch ganz Bayernland, von Lindau bis Probstzella. Nur sind nicht alle diese Wachtmänner mehr in Uniform. Eine blauweiße Armbinde genügt, ihre Schußbereitschaft gegen jeden, der

vor ihnen nicht haltmacht und Order pariert, zu rechtfertigen. Was zur Linie und zur Reserve gehört, ist schon an den gefährdeten Grenzen. Hier im Herzen Deutschlands steht der angejahrte Landmann, die Hahnenfeder auf dem Hut, in der Lodenjoppe, mit seiner Jagdflinte. Wie der Befreier Tell lauierend auf ein edles Wild, fest und treu auch er, auf seiner Wacht am Lech, an der Isar und der Donau, an Pegnitz und Regnitz.

Leider sind wir erst am Regen und, wenn auch nicht über den Strudel, so doch über die Donaubrücke gefahren. Unser Gasthof in Regensburg wimmelt noch von Militär. Im Biergarten sitzen an langen Tischen die sogenannten „Gemeinen“, im Extrastüberl die Offiziere. Ganz spät begehrt noch ein Unteroffizier mit seiner Frau schüchtern Nachtquartier und bekommt das letzte Zimmer. In diesem Gasthof empfängt uns eine Hiobspost. Wir erfahren, daß während der nächsten Tage kein Eisenbahnzug mehr bis Hof gehe. Das Alleräußerste sei Marktreuditz. Von dort ab liegt der Weg unserer Zukunft wieder völlig im Dunkel. Mit dieser Ungewißheit gehen wir zu Bett. Auch drüben in der Kaserne brennen nur noch wenig Lichter.

Frühmorgens weckt schmetternd das frische Trompetensignal. In allen Zimmern des Gasthofes wird es lebendig. Bald ist unsre wackere Kriegerschar marschbereit. In eigenen Bahnzügen geht es fort, keiner weiß, wohin. Eine Stunde später setzt sich auch unser Zug in Bewegung. Der herrliche Dom und die Donau, auch die Walhalla,

wo noch viel Platz für neue Ruhmeshelden ist, bleiben zurück. Unterwegs erfährt man, daß in Marktredwitz alles drunter und drüber gehe. Ein Kampieren im Freien sei nicht ausgeschlossen, der Weg nach Hof und Plauen tatsächlich versperrt. Von einer friedlichen Fichtelgebirgsreise her kennen wir das nette kleine Gasthaus am Marktredwitzer Bahnhof und wissen, daß es nur für Friedenszeit geschaffen ist. Was wird das werden? Schlimmstenfalls müßten wir wieder nach Alexandersbad oder Bunsiedel, wo wir schon einen Monat früher waren. Unsrre Reisegefährten hoffen den Weg über Eger offen zu finden, trotz allen Grenzschwierigkeiten. Mir fällt etwas andres ein. Die Station Schwandorf bringt Rettung. Parallel zu unserm Zuge auf der andern Seite desselben Bahnsteigs steht ein zweiter Zug abfahrtbereit. Er verspricht fünf Stunden später in Nürnberg zu sein. Rascher Entschluß, guter Entschluß: das ist in Kriegstagen die Lösung. Und ob auch Madam Swinegel uns als Hasen des Umwegs halber verspotten wird, wir folgen ihr in die alte Burggrafstadt unsrer Hohenzollern. Zu essen und zu trinken gibt es unterwegs gar nichts, und die Mittagsonne erlaubt sich dreiste Späße, aber noch zu guter Zeit sitzen wir im Bratwurstglöcklein und halten uns schadlos. Zunächst ist dieses wohlige Winkeln wichtiger als Sankt Lorenz und Sankt Sebalbus, reizender als Peter Wischer und der gewaltige Weit Stoß. Den engen Raum teilt mit uns eine rumänische Familie, die in Ems eben ihre Kur begonnen hatte, als es losging. Die deutschsprechende Dame aus dieser Familie erzählt von den Wirrsalen am Frankfurter

Bahnhof und vom Entgegenkommen der deutschen Beamten. Diese Rumänen wollen Passau erreichen und dann zu Schiff vornächst bis Wien kommen. Sie wünschen Österreich und Deutschland den Sieg.

Von Militär war Nürnberg in diesen Tagen ziemlich frei. Der schöne Bahnhof wurde minder streng abgesperrt als der in München. Aber es war nicht viel darin zu tun. Am Platze vor dem „Württembergischer Hof“ stand eine große Schiefertafel, auf der die Fahrgelegenheiten bis zur bayrischen Nordgrenze angekreidet waren. Daneben war eine kleine Bretterbude aufgeschlagen, darin saß, wie die Knusperhexe in ihrem Häuschen, ein Zivilbeamter, der alle nur mögliche Auskunft erteilte. Seine Bude war den ganzen Tag über von Fragenden dicht umlagert, aber auch seine Weisheit reichte nicht weiter als bis nach Schweinfurt, Hof oder Lichtenfels. Wir wollen ins Saalethal und haben noch bis zum folgenden Tage zu warten. In Nürnberg ist gut verweilen. Wir grüßen auf dem unvergleichlichen Wege vom Frauentor bis zur Eisernen Jungfrau alle alten Bekannten. Auch dem Gänsemännchen gilt unser Besuch. Es blickt noch immer so brav und bieder auf die Obstfrauen rings um ihn her herab und hält noch immer sein spuckendes Federvieh behutsam in den nimmermüden Armen. Aber sein Auge ist noch verwunderter als sonst. Er hat es mir auch gesagt, worüber er sich baß erstaunt. Sein Wetterlein in Brüssel, das „Manneken“, nimmt ihn wunder. Daß das Kerlchen ein kleines Ferkel ist und sich vor allen Leuten recht unanständig aufführt, wußte der biberbe Nürnberger Dheim seit einigen Jahr-

hundertern. Aber erst seit einigen Tagen weiß er es, daß jenes flämische Manneken auch ein ziemlich großer Schweinehund ist.

Von Nürnberg ging es nach Bamberg. Der ganze Zug ist gefüllt von Kriegsfreiwilligen, und während der ganzen dreistündigen Fahrt von der Pegnitz zur Regnitz weht es weiß aus allen Fenstern, sogar badende Mädchen winken mit ihren schneeigen Armen herauf, und die Abziehenden erwidern diesen meilenweiten Massengruß mit dem Liede: „In der Heimat, in der Heimat — da gibt's ein Wiedersehn!“ Während der Nacht, die wir in Bamberg zubringen, verkehren viele Militärzüge, auf den Bamberger Bahnsteigen zeigt sich uns früh am Sonntag zum ersten Male öffentlich die Frauenhilfe. Zwischen den Schienenwegen sind Tische aufgeschlagen mit vielen Broten, guten Würstchen und Schinken, eimerweise schleppt man Tee und Fruchtsäfte herbei. An einem der Tische sitzt seit halb sechs Uhr morgens eine vornehme, ältere Frau im ergrauten Haare mit ihren Töchtern; sie stricken wollene Männersocken. Muntere, blühäugige „Wehrkraftjüngens“ laufen hin und her. Aber ein Anschlag, den sie selbst rechtskräftig unterzeichnet haben, verbietet ihnen, dem Militär Erfrischungen darzubieten; diesen Liebesdienst gönnen sie gern ihren Schwestern und Wäschen, den Jungfrauen Bambergs. Sie selbst begnügen sich mit Botendiensten. Und wirklich sehe ich einen solchen Prachtbuben zusammen mit einem Soldaten schwere Wassereimer für die Pferde über das Gleise tragen; ein herzerquickender Anblick, frisch und herb wie der Sonntagsmorgen, der uns umfängt. Nicht ohne

Grund glaubt man gerade hier in Bamberg den Knappen Georg des Goethischen Gög von Berlichingen hantieren zu sehen.

Man nähert sich allmählich, schön langsam, dem thüringischen Schieferland. In Neuseß denkt man an Rückerts „geharnischte“ Sonette, in Kronach an einen so urkräftigen deutschen Meister wie Lukas Cranach. In Lichtenfels erfährt man, wann es nach Probstzella weitergeht. Hinter Probstzella grüßen wir den letzten Bayermann als Straßenwacht; zum letzten Male die blauweiße Armbinde, die uns so lieb geworden ist. Nun wechseln aller Herren Ländchen. Hoch oben auf dem Ramme des Thüringer Waldes gedeiht das blühende Eriakraut und erinnert wehmütig an unsre verunglückte Alpenreise. Der Abend dämmt schon, als wir in Saalfeld sind, und das hochragende Rudolstädter Schloß, wo Prinz Louis Ferdinand am Abend vor seinem Todesritt „am Flügel saß“, wird in der nächtlichen Finsternis nicht mehr sichtbar. Erst am andern Morgen steigen wir die bewaldeten Hügel zu ihm empor und blicken von seiner stolzen Höhe herab bis nach Saalfeld zurück, wo Deutschlands tiefstes Elend begann, aber der edelste Hohenzollernprinz als ein Vorbild denen fiel, die später den Sieg und die Befreiung errangen.

Es wimmelt jetzt wieder auf allen Bahnhöfen, und überall wird wieder Abschied genommen. Diesmal sind es zumeist bärtige, breitbrüstige Männer, Familienväter, die von Haus und Hof gehen. Der Landsturm rückt aus,

in die größeren Garnisonstädte Gera und Weimar zur Stellung. In Kahla hören wir, wie einer zu seiner Frau in thüringischer Mundart sagt: „Morgen sind mer wieder derheeme.“ Sie hält im landesüblichen geblühten Rattunmäntelchen ihr kleinstes Kind auf dem Arm und will es nicht glauben. Vielleicht aber hatte er doch recht. Denn am nächsten Tage erfuhren wir von einem mitreisenden Oberstleutnant, in Gera hätten sich so viele gestellt, daß vorläufig ein ganzes Regiment wieder zurückgeschickt werden konnte. Der Landsturm! Das gewaltige deutsche Wort und sein großer Sinn wirken gerade hier, zwischen den blutgetränkten Auen von Saalfeld und Jena, wie eine feste Burg. Auch das Wort Landsturm könnte von Luther sein.

Luthers und Bismarcks Namen stehen an der Außenwand des uralten, behäbigen Gasthofes, wo wir zu Jena unser nächstes Nachtquartier nehmen. Auch sie waren hier eingefeiert; der Kernspruch des einen verbindet sich in unserm Gemüt mit dem Kernspruch des andern: „Und wenn die Welt voll Teufel wär, wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt.“ Die Schlachtfelder um Jena, sonst eine nicht genug zu beherzigende, ernsteste Mahnung, lassen wir dieses Mal getrost links liegen. Auch vom herkömmlichen Übermut der Studenten spüren wir nichts, denn die Studenten sind weit weg, sind im buchstäblichsten, kriegerischsten Sinne des Wortes Kommilitonen geworden. Auf dem Marktplatz der gute, dicke, alte Hannfried, die drollig untersekte Wachtmeisterfigur Johann Friedrichs des Großmütigen, ist vor jeder Neckerei sicher. Aber in Wehr und Waffen steht auch

er da und hebt sein gutes Schwert zum Himmel, von wannen jeder Sieg einer guten Sache kommen soll. Proßt, Hannfried!

Jena ist in den letzten Jahrzehnten mächtig gewachsen. Ernst Haedels und Ernst Abbes Anstalten haben das kleine, zügellose Studentennest beinahe zur Weltstadt gemacht. Hier wird das Scherenfernrohr gebaut. Mächtige Fabrikschlote stimmen nicht recht mehr zu dem Liede: „Auf den Bergen die Burgen, im Tale die Saale.“ Aber es gibt doch noch immer alte schmale Gäßchen, alte traumliche Häuserchen mit den Namen berühmter Männer, die hier gewohnt haben. Hier liest man Namen, deren Klang gerade in unseren Tagen erhebt. Man liest den Namen Fichte, und man liest den Namen Schiller.

Nirgends so wie hier in Jena und in Weimar wird es deutlich, wird es handgreiflich, welch einen geistigen Besitzstand unser Volk in Waffen zu verteidigen hat. Schon in Rudolstadt gingen wir durch das wohlerhaltene, noch immer blühende Gärtchen der Mama Lengefeld, wo Goethes großes Auge noch nicht recht einsah, wer Schiller war und was sie einander werden konnten. In Jena standen wir vor dem runden Steintisch, von dem Goethe noch im höchsten Alter bezeugte, daß er dort mit Schiller so manches gute und große Gespräch geführt habe. Nun — vollends in Weimar!

Wir denken heute nicht an das große Wort: „Weimaraner, Weltbewohner.“ Wir beurlauben für dieses Jahr Goethe als Kosmopoliten. Noch weniger bleiben wir bei dem irrigsten Satze stehen, der je von seinen Lippen kam: „Dieser Napoleon ist euch zu groß.“ Und wenn

wir jetzt auf dem Dioskurendenkmale vor dem Theater den würdevollen, steif verdrießlichen Herrn im Ratsrock sehen, wie er den Freund an der Schulter festhält, so glauben wir, er wolle Schillers vorwärtsdrängenden Flügelschritt hemmen. Dann freilich gehen wir wieder durch sein Haus, und da öffnet sich der ganze unermessliche Segen, den ihm das Volk seiner Sprache zu danken hat. Goethe ist ein Friedenshort, und wie alle unsere Friedenshorte muß er jetzt vor Eindringlingen, die seine Sprache nicht verstehen, geschützt werden.

Was jetzt, im August 1914, über Weimars Markt und Straßen wimmelt, soll helfen, diese heiligsten Güter zu hüten. Auf dem Marktplatz, früh um sieben, tritt sie an, zum Drill und im Drilllich, die freiwillige Kriegsjugend des Großherzogtums Sachsen, achtzehnjährig, neunzehnjährig. Vor sechs Wochen schwitzten sie noch auf der Schulbank, jetzt wird draußen, wo es nach Tiefurt geht, auf den großen Kasernenplätzen am Webicht, hinter dem Goethe-Schiller-Archiv und dem Marie-Seebach-Stift, geturnt und ererziert; dicke, schnauzbärtige Landwehrfeldwebel kramen ihre alte Soldatenweisheit hervor, und der einstige Weimarer Hoftheaterintendant, die siebzehnjährige Erzellenz v. Bignau, ist ihr Major. Jeden Morgen strömt mit leichtem Gepäck neues junges Volk herbei, und mittags trägt es schon den Drilllich. Weiß Standes diese linnenen Burschen sind, erkennt man nur an den Händen. Der fein beringte Finger verträgt sich gut mit der derben, nicht hoch genug zu schätzenden Bauernfaust. Wie im Himmelreich ist jeder Unterschied geschwunden. Auf dem Gymnasium und in der Dorf-

schule war der Lerneifer bei diesen Jünglingen nie so groß wie jetzt. Unermüdet spielen sie in ihren Mußestunden vor dem Stadthause, das ihr Standquartier ist, und Weimars kleine Mädchen sehen zu. Auch die schwächeren Schulkameraden, die noch ihre Farbenmütze und den Schillertragen anhaben, mischen sich in den Drilllichen, und Fröhlichkeit erfüllt den alten Marktplatz, den sonst nur Gemüseweiber beleben.

Volkslieder werden im Chorus gesungen, der rechte Prophet dieser Jugend ist jedoch Schiller mit seinem vorwärtsstürmenden Flügelschritt. Das kann nicht anders sein. Und sollte unter den frischfröhlichen Drilllichjungen ein Dichter versteckt sein, so wird er sich erst recht für Schiller begeistern, wie vor einem Jahrhundert Kleist und Körner. Was könnte ihm in der Stimmung dieser jungen Stunde Goethe sein oder gar Shakespeare?

Shakespeare, der Brite! Hinter dem Weimarer Stadtschloß, unter der Sternbrücke hervor plätschert wie in Friedenszeiten die Elm. Wir gehen ihren Lauf entlang im tiefen Schatten der Bäume, den stillgewohnten Pfad. Niemand begegnet uns. Eine kleine Anhöhe hinauf, ein dichtumlaubtes rundes Plätzchen im Park, und da sitzt er, so halb in der Schwebel, mit Romeos Rose in der Hand, neben sich die Schellenkappe auf Yorriks Totenschädel; da sitzt er in der Schwebel, mitten in Deutschland, im deutschen Wald, von einem deutschen Meißel gebildet, der Brite, der große, der größte Brite! Das stilvoll frisierte Werk des Bildhauers erinnert zwar mehr an einen aus dem Gleichgewicht geratenen Generalsekretär der Schillerstiftung, als an den Schöpfer

des „Hamlet“ und des „Sommernachtstraumes“; aber in diesen Tagen erschüttert bis ins Mark hinein die bloße Tatsache, daß Shakespeare im Herzen Deutschlands ein Denkmal hat, nicht weit von den Wohnungen Herders und Wielands, Goethes und Schillers, ein Denkmal, das ein deutscher Künstler namens Lessing geschaffen hat, für das auf allen deutschen Bühnen gespielt wurde, zu dem Tausende von Deutschen beigesteuert haben. Shakespeare, der Briten, im Herzen Deutschlands und der Deutschen! Täuscht mich das Zwielficht, das von der Abendsonne durch die Bäume und Büsche fällt, oder schweift wirklich der Blick des versteinerten Dichters von Romeos Rose herab zu Norriks englischer Narrenkappe? Im Weimarer Park hat mich diesmal nichts so ergriffen wie Shakespeares Monument.

Auf der „Naturbrücke“ überschreiten wir die Elm und gehen über die große Wiese. Goethes Gartenhaus, sonst das liebste Ziel, bleibt seitwärts. Wir kommen heute nicht hinweg über das Wort des schändlichen Irrtums: „Der Mann ist euch zu groß.“ Es ist jetzt nicht die Zeit, Dichter nach ihrer Größe zu messen, auch im Dichter macht den Mann jetzt die Gesinnung. Da schimmert in den Weimarer Park hinein von der Höhe „am Horn“ herab durch Büsche und Bäume ein Landhaus, das eine Witwe bewohnt, die Enkelin des deutschen „Freischütz“-Weber. Es ist Haus Wildenbruch! Drüben auf dem neuen Friedhof liegt Ernst v. Wildenbruch als ein stiller, friedlicher Mann. Ich bin an seinem Grabe gewesen. Hätte er unsre Tage erlebt! Hei, wie wäre seine Feuerseele in Flammen aufgelodert! Und sein höchstes

Glück wäre gewesen, daß er nicht zu mahnen, nicht zu spornen, nicht zu entflammen gebraucht hätte. Wie hätten ihm die Freudentränen im Auge gegläntzt, wenn ihm auf dem Weimarer Marktplatz die Jungens im Drillich zu Gesicht gekommen wären!

Heute ist Weimar nicht mehr die Stadt der Erinnerungen. Auch Weimar ist eine Stadt der Hoffnungen und eine Stadt der Jugend geworden. Auch hier ändert sich die Zeit und Altes stürzt. So hat man dem „Russischen Hof“ seinen hundertjährigen Namen genommen. Seit drei Wochen heißt er „Fürstenhof“. Vermutlich bekam diese stolzeste Herberge Weimars ihren Namen zu jener Zeit, da die Urgroßmutter des jetzigen Großherzogs, die Mutter der deutschen Kaiserin Augusta, Goethes Freundin Maria Pawlowna, eine russische Großfürstin, als Erbprinzeßin in Weimar einzog. Der Name des breit hingelagerten Gasthofes wurde in Weimar so geläufig, daß man ihn der Kürze halber immer nur den „Russen“ nannte. Ob man zur Shakespeare-Gesellschaft oder zur Goethe-Gesellschaft oder zu Jubelfesten nach Weimar kam, wer nicht im „Erbprinzen“ oder im „Elefanten“ einkehrte, der stieg im „Russen“ ab. Wie oft hörte ich Erich Schmidt vom „Russen“ sprechen. Jetzt heißt er „Fürstenhof“.

Die neue Firma scheint etwas farblos denen, die seit mehreren Tagen gewohnt sind, von einem wilden Tier ins andre zu geraten. Durch ganz Thüringen ging es vom „Hirsch“ zum „Löwen“, vom „Bären“ zum „Elefanten“. Und wer jetzt im weimarißchen „Elefanten“ wohnt, meinem alten klassischen Standquartier, der

könnte den Weimarnern sagen: „Den Russen seid ihr los, die Russen sind geblieben.“ Wenn ich jetzt im „Elefanten“ mein gewohntes Zimmer im zweiten Stock aufsuchte, so traf ich nicht, wie sonst im Vorflur, friedlich lächelnde Goethe-Gesellen, sondern, wie vor der Hauptwache, einen schwer bewaffneten Musketier.

Er schritt vor den Zimmereingängen auf und ab oder saß auf einer Polsterbank und las in alten Jahrgängen der „Fliegenden Blätter“, oder das Stubenmädchen und der Hausdiener leisteten ihm Gesellschaft. Mochte ich noch so spät vom guten „Schwänichenbier“ heimkehren, der Wachtposten stand vor meiner Stubentür und beobachtete mit Teilnahme, wie ich die Schuhe und das Beinkleid herausgab. Doch die Bewachung galt nicht mir, sondern einem Duzend angeblich sehr vornehmer Russen, Männer und Frauen, die, von Homburg aus der Kur kommend, auf dem Weimarer Bahnhof verhaftet wurden. Sie sind im „Elefanten“ höchst anständig untergebracht und gepflegt, aber sie haben Stubenarrest und dürfen mit niemandem reden. Es ist wie ein Trauerzug, wenn sie mittags zur Mahlzeit, einer nach dem andern, die Treppe herunter links ins kleine Extrazimmer geführt werden. Man möchte fragen, wie diese vergrämten Menschen im Innersten über das Väterchen, den Zar, denken.

Auch in ihre Haftsalons dröhnte am 21. August abends das Jubelgeschrei der jungen Kriegsfreiwilligen über den Sieg bei Mez; sie müssen es mit ansehen, wie man drüben über der Rathausuhr, die ihnen so wohlklingend jede Viertelstunde ihrer Gefangenschaft herzählt, das deutsche Reichsbanner aufhißt. Unten an einem Kram-

laden ist die Siegesdepesche befestigt. Dicht drängen sich die Drilllichjaken herum, und jeder gibt seiner Freude auf die eigene Weise Ausdruck. „Ei gar!“ sagt der Bauernbursch aus Dörmannstedt, und das junge Baröndchen neben ihm bemüht sich etwas udermärktlich den Luftton durch die Nase zu ziehen: „Das ist feudal!“ Alle aber eint gleich darauf das dreifache Hurra auf den Kaiser und den bayrischen Kupprecht. Wir Alten stimmen ein.

In dieser wundervollen Hurra Stimmung verlassen wir das alte und das junge Weimar. Wir kommen noch des selbigen Abends — man denke! — bis Naumburg. Im Gasthause am Bahnhofs sitzen nach einer Ratsversammlung die Väter der Stadt beisammen, heben ihre Gläser auf Deutschland und besprechen, was sie morgen alles zu tun haben. Der eine muß aufs Bezirkskommando, ein anderer hat mit dem Bürgermeister die Einquartierungsfrage zu lösen. Ruhig und getrost gehen sie nach Hause. Am nächsten Morgen höre ich, wie ein siebenjähriger Naumburger zu einem andern siebenjährigen Naumburger das bedeutende Wort spricht: „Wenn wir die Engländer besiegen, dann haben wir gewonnen.“

Auch von Naumburg bis Leipzig ist es jetzt noch eine Reise. Und obendrein für uns Berliner ein Umweg. Ich scheue ihn nicht. Von Saalfeld und Jena her blieb noch ein Stachel zurück. Tilgen kann ihn nur Leipzig! Kürzlich hörte ich einen Professor sagen: „Leipzig hat das größte Denkmal, den größten Bahnhof und das größte Leihhaus.“ Daraufhin habe ich mir jetzt auch den

neuen Leihpalast angesehen. Das Verpfänden muß in Leipzig jetzt fast ein Genuß sein; ich bedaure schon deshalb, nicht 75 Semester jünger zu sein, so jung wie damals, da ich als Leipziger Bruder Studio gegen Monatsende einen kurzen Abschied von meiner Uhr zu feiern pflegte. Jetzt entzieht sich das schöne Leihhaus meinen Lebensgebieten.

Desto wichtiger wird für einen Dauerreisenden Leipzigs Musterbahnhof, der am zwanzigsten Tage nach der Mobilmachung schon frei von Absperrungen ist. Man empfindet sichtlich das Große, das in dieser kurzen Zeit geleistet wurde. Man hat lange Stunden und kurze Wochen hinter sich. Mit einem unbeschreiblichen Dankgefühl rüstet man zur Wallfahrt nach dem großen Denkmal. Und wie bei einer Wallfahrt klimmt man mit Andacht die vielen Stufen empor. Aber es ist kein Kalvarienberg, kein Kreuz und Leidgang, sondern ein Weg zur freien, lichten Höhe.

Ich will im jetzigen Augenblick nicht sagen, was mächtiger wirkt, Bismarcks Riesenschatten am Hamburger Hafen oder die granitene Wucht dieses Wachturms auf den Siegesfeldern von Leipzig. Weit und breit sieht man mit dem deutschen Erzengel Michel und den andern kolossalen Sinnbildern deutscher Kraft und Tugend in die Runde. Hier Napoleons Stein, dort der Galgenberg! Die Stadt, durch deren Straßen und Häuser damals der Kampf um Deutschland tobte, schwillt jetzt stark und schön dem Denkmal entgegen. Schon ganz im Vordergrund prahlt im Abendglanz eine goldene, profrige Kuppel. Es ist die russische Kirche, neu und erst im Jubel-

jahr 1913 geweiht. Und nun erinnern wir uns, weshalb der zartfühlende, rücksichtsvolle und gerechte Deutsche dieses Denkmal das Völkerschlachtdenkmal genannt hat. Er wollte die andern nicht vergessen, die neben und hinter ihm standen, als er die Leipziger Schlacht gewann. Deshalb drängt sich auch die russische Goldkuppel so dicht an diese Weihestätte heran.

Leipzig! Leipzig! Es klingt wie ein schriller Schrei! Er zerreiße als weltgeschichtliche Warnung das Ohr des Franzosen, er gelle als Mahnung an alte Schuld den Thronerben Alexanders des Ersten an; und den überseeischen „Belle-Alliance“-Bruder Frankreichs erinnere er, daß ohne Leipzig kein Waterloo und kein Sankt Helena war. Als ich vor 75 Semestern in Leipzig studierte, fiel es uns kaum ein, über die Schlachtfelder zu wandern. Der Einigungskrieg hatte den Befreiungskrieg zurückgedrängt. Im alten Café Français, das seit einigen Wochen Felsches Kaffeehaus heißt, stritten wir über Produktivassoziationen, und ob das Reichsgericht nach Berlin oder Leipzig kommen solle. Im Außern verließ man sich auf Bismarck, über den man des Innern wegen weidlich schimpfte. Ich habe aus jenen Zeiten unsrer Jugendeselei einen blechernen Nachgeschmack des Kannengießens zurückbehalten und beneide die heutige Jugend, die wieder eine Faust zu Laten heben darf und ein Beispiel vor sich sieht, was Latkraft bedeutet. Mit diesen Gedanken kommen wir Sonntag spät abends wieder auf den Hauptbahnhof. Alle Bahnsteige liegen abgesperrt in tiefster Dunkelheit und Leere. Nur vorne auf dem Verbindungsgang stehen stille, stumme Leute. In der weiten

Halle Finsternis, Grabesruhe, Erwartung. Was gibt es hier? Ein junger Bursche antwortet leise: „Die ersten Züge mit Verwundeten kommen.“

Wenn ich schon am 24. August zur Fahrt von Leipzig nach Berlin den ersten D-Zug wieder benutzen und in der Abenddämmerung wie auf Flügeln der Morgenröthe bis Bitterfeld sausen durfte, so wollte auch das ein kleines Zeichen der Latkraft und Geschwindigkeit scheinen. Zu den vielen großen Hurras hätte ich ein kleines Hurra dem wiedergeborenen D-Zug gewidmet. Aber ach! Was schon in Leipzig tiefsinnig gemunkelt wurde, offenbarte sich in Bitterfeld als rauhe Wirklichkeit. Dieser erste D-Zug trug seinen Namen nicht daher, daß er ein „durchgehender“ Zug war. Zwar rasselte er an kleineren Haltestellen vorüber, aber er lief nicht von München nach Berlin „in einem Zuge“. Ich weiß nicht, wie oft zwischen München und Leipzig ein allgemeines Umsteigen anberaumt war. Aber als der überfüllte, endlos lange bayrische Zug pünktlich in Leipzig eingelaufen war, mußte alles mit Sack und Pack heraus und dreiviertel Stunden auf den neu zusammengestellten sächsischen Zug warten. Er wurde, wie Lüttich, im Sturm genommen. Immerhin fand man noch Platz und sah den zweieinhalb Stunden bis Berlin voller Vertrauen entgegen. Man ist durch die herrlichen Kriegereignisse dieses Monats Optimist geworden und schenkt dem Munkeln der Skepsis keine Beachtung mehr. Und doch! In Bitterfeld sollte das Unerwünschteste geschehen. Wieder hieß es: „Alles

aussteigen, diese Wagen bleiben hier! Der weiterfahrende Zug kommt aus Halle!“ Ach, er kam auch aus Halle! Jeder Platz besetzt! Jedes Fenster fünfköpfig bedeckt! Und nun nahm der Sturm auf die Wagen erst recht kriegerische Formen an. Da wurden Weiber zu Hyänen! Wie immer in solchen Fällen gab sich der ärgste Übeltäter als verfolgte Unschuld aus. Im Nu war auf den Seitengängen höchst vorschriftswidrig jeder Fleck bestellt. Der Gatte von der Gattin, die Mutter vom Kinde getrennt! Während sich die Hallenser in ihren Sesseln rekeln durften, mußten die Leipziger draußen stehen.

Unter ihnen bemerkte man, wie ein Märchen aus alten Zeiten, schlank und backfischlich von Marienbad zurückkehrend, die holde Clara Meyer unsrer Jugend. Seit einem halben Jahrhundert ist sie es gewohnt, von Mannerscharen umdrängt zu werden. Aber das hat sie doch noch nicht erlebt. Und in dieser Umringtheit bei dreißig Grad Reaumur hat es die Unverwüsthche ausgehalten, von Bitterfeld bis nach Berlin. Mir war dieser Wagemut nicht beschieden. Ich sagte mir, in Bitterfeld lasse sich auch leben, und verzichtete auf den D-Zug. Ganz bescheiden fuhren wir aber noch zwei Stunden lang, wie zur Erholung, in einem Lokalzuge mit singenden und jubelnden, wohlgespeisten Soldaten in die tiefe Nacht hinein und lernten nun wieder ein gesittetes Leben schätzen.

Wohl konnten wir in Bitterfeld mit Parceval zu Abend speisen, aber wir zogen — ich kann nicht anders, Gott helfe mir — zu Wittenberg die Geistergesellschaft Luthers und Hamlets vor. Am sonnenheitersten Morgen flogen

die Zuschlagskarten für den D-Zug aus dem Fenster unsres höchst behaglichen letzten Bummelzuges hinaus. Es dauerte bis Berlin noch vier Stündchen, aber es war schön. Die märkischen Kiefern, die Teltower Rübchenfelder dünkten uns herrlicher, als vor drei Wochen die Palmen von Bellaggio und die Gletscher der Diavolezza.

Vor dreißig Jahren verkehrte ich mit einem Berliner Gesanglehrer, der wöchentlich zweimal nach Luckenwalde fuhr, um dort einen Chor zu leiten. Er nannte das seine Reisen nach Lugano. Von „Lugano nach Luckenwalde“ könnte ich den Bericht über diese Augustreise nennen. Wieviel wohler aber fühlte ich mich in Luckenwalde als in Lugano! Denn in Lugano empfing ich am 2. August die ersten unbestimmten Nachrichten über das, was geschehen sein sollte. Von Luckenwalde aber bis Berlin gab es kein Umsteigen und kein Liegenbleiben mehr, und in Luckenwalde reichte uns ein Herr das Extrablatt zum Fenster herein, die Nachricht von der Eroberung Namurs.

Laßt sie reden!

10. Oktober 1914

Von unsern Dächern, Söllern, Balkonen flattern wieder die Flaggen. Als wir sie das letztemal aufstecken durften, schien noch die Spätsommersonne warm auf das dreierlei Tuch. Jetzt bauscht der Herbstwind hinein. Länger als mancher im ersten Freudenrausch

geglaubt hatte, mußten wir warten. Und während unsre Helden ostwärts und westwärts alle Hände voll zu tun hatten, zu kämpfen, zu leiden, zu sterben, wurde uns daheim die Zeit schon etwas lang. Da meßten wir auf manches genauer, als es der Mühe wert gewesen wäre. Viel zu sehr beschäftigten uns „Stimmen“ des Auslandes. Während hierzulande in den Vortragsälen unsre Besten sprachen, haben sich auch berühmte Engländer, Franzosen, Belgier den Mund, manchmal sogar das Maul nicht verbieten lassen. Daß sie nicht zu unsern Gunsten sprachen, durfte niemanden überraschen. Daß sie heßten, verleumdeten, logen, schändden Undank zeigten, wird neben ihre Verdienste gebucht werden müssen. Auch gebührte so manchem von ihnen die Abfertigung, der er nicht entging. So steht zu hoffen, daß der Bovist Bergson für immer entzweigeplatzt sein wird; ein löbliches Tun, das nicht nur in Deutschland nützen dürfte.

Sonst aber sind wir Deutsche auf solche Anrempelungen zu gründlich eingegangen. Unser wahrhaft lapidarer, auf deutsch wörtlich übersetzt: steinerner Generalquartiermeister-Stil gab ein Beispiel, wie man jetzt Tatsachen melden sollte. Ohne dieses Vorbild zu erreichen, ließe sich zum Beispiel Genügendes sagen, wenn man mitteilt: Herr Jacques-Dalcroze, ein Franzose aus Wien, fand für seine rhytmische Kultur zum erstenmal bei Dresdnern Verständnis, ja, so viel Hilfe, daß ihm mitten in Deutschland eine Kunststätte konnte errichtet werden. Nun bezichtigt derselbe Jacques-Dalcroze uns Deutsche der Barbarei, weil er glaubt oder glauben will, unser Heer habe den Dom von Reims zerstört! Das könnte genügen,

und es wäre vielleicht nur noch zu vermeiden, daß Jacques wiederum gebeten werde, nach Hellerau zu kommen. Er gehabe sich in Genf!

In einem anderen Falle wäre zu melden: Herr Maeterlinck, dem Namen nach ein Flämischer, wird seit fünfundzwanzig Jahren in Deutschland sehr geschätzt; man verglich ihn mit Ibsen und spielte seine Art gegen die unsers Gerhart Hauptmann aus. Man führte den Reißer „Monna Vanna“ über die berühmtesten deutschen Bühnen und tat damit viel Geld in seinen Beutel. Man duldete das französische Gastspiel seiner theatralischen Frau auf deutschen Brettern. Man las andächtig, was er über Bienen und deutsche Wunderpferde schrieb. Das geistige Berlin feierte ihn durch ein Festmahl. Und nun erzählt derselbe Maeterlinck der englischen Zeitung „Daily Mail“, der Deutsche Kaiser sei ein Ungeheuer. Und wie der Kaiser, so sei das ganze Volk; die Stunde sei gekommen, da die vereinigten Staaten von Europa den deutschen Geist ausrotten müßten, damit unser Planet vom Giftpilze des preußischen Militarismus gesunde. Das „Englische Haus“ in der Mohrenstraße, wo einst der anwesende Fläme durch Tischreden verherrlicht wurde, besteht nicht mehr. Der die deutschen Pferde höher schätzt als die deutschen Menschen, wird auch keinen anderen deutschen Festsaal mehr betreten!

Im übrigen: laßt ihn reden! Laßt sie alle reden! Die Stunde ist da, zu handeln! Der Generalquartiermeister hat das Wort!

Der zehnte November

Man schelte nicht den November! Er ist zwar ein grauer, grämlicher Altgesell, aber er ist nicht so dürr und unfruchtbar, wie er sich den Schein gibt. Unser deutsches Volk dankt kaum einer anderen Jahreszeit mehr als ihm. Er segnete deutsche Mütter, damit sie deutsche Kraft auf die Welt brachten. Unter allen Novembertagen ist der zehnte nun einmal von besonderem Schlag. Er trug drei deutsche Knaben ans Licht, ohne die sich das Schicksal Deutschlands anders, aber nicht besser gestaltet hätte: Luther, Schiller und — wir möchten es uns nicht gern ausreden lassen — auch Scharnhorst.

Die historische Forschung ist eine profaische und pedantische alte Gouvernante. Sie hat herausgerechnet, daß „der Waffenschmied der deutschen Freiheit“ erst am zwölften November geboren ward. Aber ein schöner, innerlich wahrer Gefühlszug unsers Volkes setzte auch ihn für den Tag Luthers und Schillers an.

Ein Thüringer, ein Schwabe, ein Niedersachse standen so beieinander. Wie tief haben sich alle drei in das Herz des Volkes eingegraben, dessen urwüchsigste Kinder sie sind! Keiner konnte sich hoher Ahnen rühmen. Erst durch sie wurde ihr Name ein Ruhm und eine Größe. Der religiöse Befreier war eines Bergmanns Sohn, der sittliche eines Feldschers Sohn, der militärische eines Handwerkers Sohn. Wenn wir durch unsere Straßen gehen, so treffen wir auf ihre Erz- und Marmorbilder. Die deutsche Nation hat ihrer nie vergessen. Aber am heutigen 10. November 1914 stehen sie nicht mehr in Stein und Erz

vor uns, sondern in Fleisch und Blut und Geist. Über den Katalaunischen Feldern kämpften sie unsre Schlachten mit, und der Odem ihrer großen, hohen Seelen befeuert den Schritt unsrer Heere.

Gleich als es losging, was wurde zuerst wieder laut? Luthers Kampflied, Luthers Wehr- und Waffenlied, das selbst so fest ist wie eine Burg: „Und wenn die Welt voll Teufel wär.“ Als sie alle, wie aus der Hölle losgelassen, fletschend und grinsend und schnaubend von rechts und von links gegen unser gutes Land anrannten, da wurde Luthers Wort gesungen; ich hörte es aus hundert und aberhundert jungen Kehlen und aus ebensoviel todesmutigen jungen Seelen über den Bodensee schallen: „Es muß uns doch gelingen.“ Acht Wochen zuvor war ich auf der Wartburg gewesen; wir hatten über den Lintenkleck unsre aufgeklärten, rationalistischen Witzchen gemacht, obgleich wir nicht von Nicolai aus Berlin, sondern von Goethe aus Weimar herkamen. Da, mit einem Male, war wieder die Welt von Teufeln voll; jeder griff zur ersten besten Waffe, die ihm handgerecht lag; wie viele von uns, von uns Schreibern, griffen zum Lintenfaß, um den Zorn, der uns sonst erstickt hätte, gegen die Satansbrut zu schleudern. Jetzt begriffen wir mit unsern unverständigen Herzen das Symbol und den Mythos des Lintenwurfs auf der Wartburg. Ein Schreiberlein war auch Luther gewesen, ein gewaltiger Dichter, dem das Zarteste und das Derbste auszusprechen gelang. Er saß am Tisch, um das heilige Original in sein geliebtes, noch ganz unverbrauchtes Deutsch zu übertragen. Vor seinem innersten Auge standen alle Feinde Israels

und die Henker Christi. Hätte er sie nicht leibhaftig und lebendig vor sich gesehen, er hätte so nicht schaffen können, wie er schuf. Da sah er auch den Teufel und schmiß! Wer das konnte, der konnte zu Worms stehen und Rom die Protestantenstirne bieten. Er ist der Mann unsrer Lage.

Der Mann unsrer Lage ist auch Schiller, nicht unser größter Dichter, aber freilich unser höchster Sänger. Das ist der Unterschied zwischen Goethe und ihm. Doch in unsern Tagen gilt der Sang, der am höchsten empor und am weitesten hinaus klingt. Wir haben ihn vom ersten Tage ab gehört, den Schillerschen Ruf im Streit:

„Und setzet ihr nicht das Leben ein,
nie wird euch das Leben gewonnen sein.“

Auch Goethe hat an bedeutendster Stelle etwas Ähnliches gesagt:

„Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
der täglich sie erobern muß.“

An dieses Wort Goethes werden jetzt in ihren schwersten Stunden der Schlachtendenker und der Schlachtenlenker oft erinnert sein. Dieses Wort Goethes kann ihrer Seele die notwendige Ruhe, ihrem Geiste die weltgeschichtliche entscheidende Klarheit bringen. Aber der Schillersche Klang zieht durch die Kriegerscharen. Und wir zu Hause, wir Alten, wir lernen, wie vor fünfzig Jahren, Schiller wieder lesen und wünschen alle seine Werke vor eine dichtgedrängte Menge. Vom Fiesko bis zum Demetrius trägt sich keines der historischen Dramen innerhalb der Grenzen des heutigen Deutschen Reiches zu. Von einer Betonung des Außerlichen hielt sich seine inwendige

Deutschheit ganz frei. Aber ob Norditalien oder Spanien, ob Böhmen oder Britannien, ob Frankreich oder Süditalien, ob die Schweiz oder Rußland — jeder fremde, ferne Stoff wurde im Feuer seiner Schmiede deutsch bis ins innerste Mark. So eroberte er in seiner Weise für Deutschland die Welt. So sah ihn die Jugend vor hundert Jahren, so sehen wir ihn heute wieder, und wir nennen ihn einen Propheten.

Ein Moses war Scharnhorst! Er sah das Gelobte Land, er hatte die Seinen dort hingeführt, aber er durfte es nicht betreten. Sein alter Blücher mußte ihm die Totenrede halten, die Faust dem Geiste, der diese Faust gelenkt hatte, damit sie richtig traf. Der Mann aus dem Volke hat seine derbe niederdeutsche Herkunft nie verleugnet, weder in der schlottrigen, ganz unmilitärischen Kleidung und Haltung, noch in der kargen, spröden Rede. Wie einst David zur Abigail sprach, wollte er „alles, was an die Wände pissen konnte,“ dahingeben, damit Deutschland wieder sei. Aber er wußte auch, warum: „Mag Napoleon noch so oft Schlachten gewinnen,“ sagte er, „die ganze Anlage des Krieges ist so, daß im Verlaufe dieses Feldzuges uns sowohl die Überlegenheit als der Sieg nicht entgehen kann.“ Wie aufrichtig klingt dieses Wort jetzt in uns, den Enkeln, wider! Am 3. Februar 1813 stand er neben seinem König am Fenster im Breslauer Schloß und sah die jubelnden Scharen der „Kriegsfreiwilligen“ vorbeiziehen, die dem Aufruf an das Volk gefolgt waren. Am 2. Mai wurde er bei Großgörschen verwundet, am 28. Juni starb er in Böhmen, auf dem Wege, das Bündnis mit dem Hause Habsburg zu festigen. Er starb acht

Wochen vor der Entscheidungsschlacht. „Ohne Scharnhorst“, sagt Treitschke, „kein Leipzig, kein Belle-Alliance, kein Sedan, und der die Saat so vieler Siege streute, sollte selber Preußens Fahnen niemals glücklich sehen!“

Das ist nun allerdings dem Schicksale Schillers sehr ähnlich. Auch von ihm galt das Wort seines Melchthals: „Du kannst den Tag der Freiheit nicht mehr sehen.“ Er sah das Jupitergestirn Napoleons gleich seinem Wallenstein noch aufsteigen, blutig rot. Dann ging er selbst über die Sterne hinaus. Aber gerade diese früh Vollendeten tragen einen Lichtschein durch die Zukunft. Der soll uns leuchten.

Totensonntag

Sonst nimmt man in des Jahres Vielerlei den vierten Sonntag des November leichter. Auf den Kanzeln bezieht man die armen, seit der letzten Adventszeit abgeschiedenen Seelen einer höheren Hand. Auf den Straßenbahnen, die geraden oder ungeraden Weges zu Friedhöfen führen, machen sich Leute mit Kränzen bemerkbar. Der Spätherbst gönnt seine Aftern den Toten. Aber wer sich nur am Totensonntag seiner Toten erinnert, hat den Verlust überwunden, die Trauer verschmerzt. Solange das Herz noch bangt, ist jeder Sonntag ein Totensonntag. Zu jeder Stunde lebt der Tote wieder auf. Der Morgen sucht, der Abend findet ihn. Am Mittags-tische sitzt er auf einem leeren Platz.

Mit Grund und Sinn legte man das Totenfest in die trübste, dunkelste Zeit. Die kurzen Tage bringen wenig Sonnenglanz, die Nächte sind lang genug für den Kummervollen, der auf seinem Bette weinend sitzt. Der Kalender geht zu Ende. Ein guter Haushälter zieht die Jahresbilanz. Er berechnet Gewinn und Verlust. Er überprüft auch die Kosten für Hebamme und Totengräber. Die Vorfreude der Kinder an Weihnachten, die Hoffnung der Großen auf ein besseres neues Jahr wird bald wieder klingen. Dann wird keine Zeit mehr sein, an Vergänglichkeit zu denken. Der Wunsch und die Zukunft fordern wieder ihre Rechte.

In diesem Jahre verbündet alle ein einziger Wunsch. Was wir unsern Beschützern, unsern Verteidigern, unsern Rettern in die Weihnachtskistchen packen möchten, sind kleine Sinnbilder der Dankbarkeit, kleine Vorboten der unendlichen Liebe, die einst den Heimkehrenden umfangen wird. Das eine aber, das Erwünschte, wäre für den deutschen Weihnachtsabend der entscheidende Sieg, für den deutschen Neujahrmorgen ein fruchtbeladener Friede. Dann erst wird es Zeit sein, jenem herbsten aller evangelischen Worte zu folgen: „Laß die Toten ihre Toten begraben.“ Denn dann wird man alle deutschen Hände und alle deutschen Gedanken brauchen, um zu besitzen, was uns durch einen vieltausendfältigen Opfertod erworben ward. Für das stromweis vergossene Blut kann der Lohn nur tätiger Aufbau eines neuen Lebens werden. Darum wird der Lebende recht haben, wird die Welt dem Lebenden gehören. Weit und breit im Land und in den Ländern werden Denkmäler empor-

steigen, über Grabhügeln und auch auf Plätzen des Heimortes, wo einst der Gefallene mit andern Kindern „Räuber und Soldaten“ spielte. An Schlacht- und Ehrentagen wird man auch hier Kränze hinlegen, aus Zypressen, Palmen und Lorbeer. Am Totensonntage werden sie gewiß nicht fehlen. Aber das frühlingsjunge Vaterland baut auf dem gedüngten Boden die Zukunft und denkt mit verschmerzter Narbe an die Vergangenen vielleicht nur noch im November beim Totenfest. Schon deswegen soll man auch diesen Feiertag heiligen.

Am 22. November 1914 ist dieser Feiertag von allen der heiligste! Nie gab es an einem deutschen Totenfeste soviel Menschen zu beweinen. Nicht alte, müde, abgelebte, die sich des Abends gern ins Bett legen und morgens mühselig aufstehen. Nein, Menschen in der Blüte, denen ein Friedenstriumph unermessliche Freude gemacht hätte! Wir sehen ihre alten Väter aufrecht schreiten und ohne die persönliche Hoffnung ihres Lebens erst recht an den endlichen Sieg der Sache glauben.

Als ich nach Kriegsausbruch in Weimar war, begegnete mir auf der Sternbrücke am Schloß eine dichte Schar jüngster eben eingestellter Freiwilliger. Einer trat mit militärischem Gruße, den er schon gut verstand, auf mich zu, bis ich ihn in seinem Drilllich erkannte. Nie sah ich junge Augen leuchtender. Ich drückte ihm die Hand, und eine dumme Ahnung überlief mich, ich würde ihn nicht wiedersehen. Dann war er im Osten als Unterarzt tätig. Ein Auftrag führte ihn an eine scheinbar gefahrlose Stelle. Eine verirrte Kugel traf ihn mitten ins Herz. Der liebe, schöne Junge war sofort tot. Den

Eltern schrieb der Kommandeur: „Er war unser Aller Liebling“.

Ein rotbärtiger Landwehrmann! Ein Gelehrter! Zeit- lebens saß er über Büchern und Papier. Man brauchte nur die goldene Brille zu sehen, und niemand hätte ihn für einen Krieger gehalten. Mit Dantes Inferno ging er eifriger um als mit der Wacht am Rhein. Da bläst die Trompete. Er rückt ins Feld. Die Kugel kommt, zugleich kommt daheim ein Kriegskind. Der Vater wird es nie auf seinen Arm nehmen, ihm nie die Gucklichterchen am Weihnachtsbaume zeigen. Zur Dienstpflicht und Wehrpflicht wächst sein Knabe heran, der den Vater nur vom Hörensagen kennt. Aber auf der Landkarte zeigt der Kleine schon ganz genau das Feld der Ehre, wo sein junger Vater fiel, als er selbst noch unter dem Herzen der Mutter lag.

Hinter dem Friedrichshain, in der Gumbinner Straße, sitzt die junge Tischlersfrau unter Särgen. Ihr Mann und Meister hatte während des Sommers wenig Lohnarbeit, aber, wohlfeil gekauft und pünktlich bezahlt, Bretter und Brettchen die Menge. Seine Spezialität ist das Särgemachen. So baute er „die hölzernen Schlaf- röße“ auf Vorrat. „Es werden sich schon Leutchen finden, die drin Platz haben,“ sagt er lachend zur Frau, „wenn der Mensch keinen Atem mehr braucht, dann macht er sich dünne.“ Er sagt es, und die Zeitung meldet das Bubensstück von Sarajewo. Nun wetterleuchtet es aus allen Ecken und Enden der Welt. Unser Meister ist nicht mehr militärpflichtig. Nach den Dienstjahren bei den Franzern hatte ihm der ungeschickte Lehrjunge ein Finger-

glied abgefäht. Er fand sich drein, denn er war ein Gegner des Militärstaats. Seinen Sinn für Ordnung und Disziplin, sein Strammstehen in Reih und Glied, seine brave Kraft, zu gehorchen und zu befehlen, schenkte er der Partei. Wie nun Ende Juli das Munkeln und dann das Lärmen losging, zog er als Ordner mit den Genossen scharenweise durch die Stadt, um gegen das Elend eines Krieges zu „demonstrieren“. Dann aber kam der Krieg, ungerufen, ungewünscht. Von allen Seiten hagelte es Kriegserklärungen. Da stand der treue Meister auf von seiner Hobelbank, holte die alte Feldmütze hervor, gab seiner Frau einen Kuß und stellte sich freiwillig dem Bezirksfeldwebel, einer der ersten, die kamen, als der König rief. Die erste Feldpostkarte nach der Gumbinner Straße kam aus Gumbinnen: „Wir jagen die Russkis!“ Die zweite Feldpostkarte kam schon vom Grenzort: „Die Kosaken sind draußen!“ Eine dritte Feldpostkarte kam nicht mehr. Daran trägt aber die deutsche Feldpost keine Schuld. Die junge Tischlersfrau bleibt allein unter ihren Särgen, für die sich noch immer kein Käufer fand. Der Sargtischler aber liegt ohne „hölzernen Schlaf- röße“ irgendwo im Russischen verscharrt, Genosse unter Genossen. Auch ihr Massengrab ist eine Demonstration gegen den Krieg. Aber ihnen allen ist der Ruhm, daß sie nicht auf heimatlicher Erde fielen. Die rote Internationale war ihr eigenes deutsches Blut, das feindlichen Boden färbte.

Noch ein anderer fiel jenseits der Grenze, aber sein Grab liegt auf deutschem Boden, in Eydtkuhnen. Er war ein stämmiges Kerlchen. Sein Vater ein vielbegehrter

Meister im Fach. Der Sohn war schon das Gleiche: ein künstlerisch mitfühlender Handreicher der Kunst, der mit all seiner Wachsamkeit und Hilfe still und unsichtbar im Hintergrunde bleibt; aber ohne diese Hilfe könnte draußen der bewunderte Tenor oder Heldenspieler keine Triumphe feiern. Unser junger Bursch — Knecht Ruprecht nannten wir ihn — hatte sich schon an der vornehmsten Kunststelle unentbehrlich gemacht. Preußische Zucht bewährte er an Wiener Kunst. Sein Traum freilich stieg höher. Auch er wollte einmal aus der ersten Kulisse hervortreten. Der Lorbeer fand ihn anderswo. Wie weit vom Wiener Burgtheater liegt das Grab in Eydtkühnen!

Hoch oben im Norden Berlins, wo die vornehmen Leute nur hinkommen, wenn sie einen der Ihrigen bestatten, hoch oben im Norden, wo die Urnen der Eingescherten sind, sucht eine schwarzgekleidete Frau ihren Stein. Ich kannte sie, wie sie noch ein ganz junges Mädchen war; bildhübsch und ein Wildfang, mit fliegenden, goldblonden Locken, immer weiß gekleidet, zart und wehrhaft, wie das Röslein auf der Heiden. Nun ist sie eine alte, einsame Witfrau. Sie hat gefunden, was sie suchte. Sie spricht zu ihrem Stein: „Du, jetzt sind sie alle hin, unsre vier Jungens! Unser Hans und unser Fritz und unser Kurt und unser kleiner Heinz!“ Der Stein schweigt. Das war schon im Oktober, als der Himmel noch warm und hell über der bebenden Erde stand. Die Frau sah empor, aber auch der feierliche Himmel schweigt.

Wieder ein Junge von Schrot und Korn! Herbert heißt er, ein Name hart wie Stahl. Aber so geschmeidig die Glieder, so flott und forsch, wenn er, ein frisches

Mädel fest um die Hüfte gepackt, sicher wie ein Sieger durch den Saal sauste. Er mußte nicht bloß das Lanzbein zu schwingen. Er war auch im Verufe schon der Sohn seines Vaters. Früh Student geworden, früh weiter gekommen. Das ganze Leben lachte ihn an. Nun muß Deutschland marschieren. Herbert sollte zu Hause bleiben? Das wäre! Schon im ersten Aufmarsche steht er gegen Frankreich! Froh und zuversichtlich! Eine jede Kugel trifft ja nicht. Doch die Kugel traf, fuhr ins Bein. Mit Lanz und Spiel ist es vorbei. Mühsam wird der Schwerverwundete auf deutschen Boden gebracht. Aber es ist noch weit bis zu Heimat und Elternhaus. Dort, nur dort will er das Bein oder das Leben lassen. Der Wunsch wird ihm erfüllt. Einen vollen Monat betreut ihn die Sorgfalt der Eltern, die Kunst der kostbarsten Ärzte. Vergebens alle lange Qual. Er ist am Ziel. Der Junke sprüht, die Asche glüht. Der starke, stolze Junge ist Staub. Eine Woche nach der Bestattung kommt es endlich an, das heißersehnte Zeichen seiner Tapferkeit, ohne das er nicht sterben wollte: das eiserne Kreuz für den stählernen Herbert. Am Totensonntag hält es die Mutter in der Hand.

Auch der Totensonntag geht vorüber, auch der November nimmt ein Ende. Bald wird das Licht der Tage wieder wachsen. Dann werden unsre Gedanken wieder mehr dem Werden zugewandt sein, als Gräbern. Vielleicht bringt erst der Osterwunsch, vielleicht erst die Pfingsthoffnung den siegreichen Frieden, den das Blut unsrer Brüder und Söhne verbürgt.

Aber ein November, ein Totensonntag wird auch 1915

und 1916 kommen. Wer von uns wird ihn erleben, wer von den Alten, wer von den Jungen? Wer weiß es? Nur eines wird ihn ganz gewiß erleben: auf freiem, starkem Grund ein starkes, freies Volk; das lebendige Volk unserer Toten.

Friede auf Erden

In der Stille verwegenster Hoffnungen mag sich wohl mancher gedacht haben: Dulde, gedulde dich fein, Weihnachten sind sie wieder alle zu Hause! Der fromme Vater dieses kühnen Gedankens war der Wunsch. Aber heben half ihn die Siegeszuversicht, die im deutschen Volke lebendig ist und weder wankt noch weicht, mögen die Nachrichten besser oder schlechter sein. Besonders die Frauen, die zu unsern Helden aufblicken und ihnen die Last der Zeiten tragen helfen, mögen sich an dem Gefühl erwärmt haben: zu Weihnachten gibt es ein Wiedersehen.

Wer klar auf die Dinge blickte, wußte genau, daß dieser Krieg, der uns den Frieden schaffen soll, nicht auf die Jahreszahl 1914 beschränkt bleiben wird. Kein Hindenburg kann hindern, daß er sich in die Länge zieht und überwintert. Es ist zuviel der Ehre, die uns diese Feinde erweisen, als daß alles im Fluge ginge, wie es zunächst den Anschein hatte.

Vor vierundvierzig Jahren standen wir nur in einer Front. Auch damals hoffte man bestimmt auf die weih-

nachtliche Friedensbotschaft, und daß der holdste aller Engel am heiligen Abend niedersteigen werde. Auch von den Lagern Frankreichs her klang diese Hoffnung aus den Feldpostbriefen wider, und nach dem Tage von Sedan schien es so gut wie gewiß. Dann kamen die Berichte über „Weihnachten im Feld“, über mehr oder minder geglühte Kameradenfeste. Und noch einmal wurde das Herz derer davon weh, die unter dem eignen Tannenbaum den Liebsten entbehrt hatten.

Der Krieg fragt so wenig, wie das Wetter, nach der Stunde, die dem Menschen heilig ist. Auch das Friedenswort des Papstes kann nichts daran ändern, geschweige denn die Sehnsucht einer Mutter oder Braut. Die Elemente sind stärker. Unsere Kämpfer im Osten und im Westen werden über den Weihnachtskistchen sitzen, ein bißchen naschen, ein bißchen nippen (allzuviel darf es ja nicht sein) und tüchtig schmauchen. Der blaue Rauch ihrer Liebeszigarren wird heimwärts, liebwärts ziehen, und es kann wohl auch sein, daß hin und wieder ein Tropfen Tau, der gewiß bloß vom beizenden Toback kommt, die unzuträgliche Stärke des Alkohols wässert.

Den meisten wird es vielleicht am erwünschtesten sein, wenn sie, mit ihrem Nadelzweig am Helm, während der Feiertage in die Schlacht stürmen dürfen. Denn sie wissen es am besten: jede neue Schlacht, jeder neue Sieg ist ein Schritt zum Frieden; zum Frieden unter oder auf der Erde. Tod oder Heimkehr, dieser Lösung zu folgen, diese Lösung zu finden, wird gerade das Weihnachtsfest, der Gruß der Nächsten aus dem Vaterlande, das Liebeszeichen fremder, nie gesehener Menschen sie antreiben.

Und das „Prosit Neujahr“ in der Silvesternacht wird dann wie ein gesteigertes Hurra klingen.

Nun aber sehen wir unter unsern Lichterbäumchen, an unsern Gabentischen doch so manchen vielgeliebten feldgrauen Gast. Er trägt das Kreuz auf der Brust und den Arm in der Binde. Mutter muß ihm die Nüsse knacken, den Karpfen entgräten und auf die Gabel schürfen, ganz so wie sie es vor zwanzig Jahren getan haben mag. Er sitzt warm und wohlverpflegt und ist mit seinen Schlachtberichten sogar den kleinen Brüdern und Schwestern das liebste Weihnachtsgeschenk. Fast vorschriftswidrig spricht er dem Punsche zu, und seine jungen, bleich gewordenen Wangen beginnen wieder zu glühen.

Wovon glühen sie? Wirklich nur vom Punsch? Wirklich nur vom Frohgefühl, an diesem Abend unter Eltern und Geschwistern zu sein? Er tritt ans Fenster, hört schwere Tropfen von den Dächern klatschen und sieht in den stöbernden, schmutzigen Schnee. Er sucht die Sterne, die auch seinen Kameraden im Felde leuchten sollten, und er findet sie nicht hinter all dem Gewölk. Ihm wird traurig zumute, und hier in der Heimat befällt ihn unendliches Heimweh. Er möchte morgen wieder ins Feld, in den Krieg, der Frieden auf Erden schafft. Mit diesem Wunsche seiner wackeren Seele geht er schlafen, mit diesem Wunsche seines feurigen Herzens steht er am ersten Weihnachtsmorgen wieder auf.

Und wieder tritt er ans Fenster. Hurra und Singfang dröhnt die Straße entlang. Sie kommt gezogen, die jungjüngste Mannschaft, die justament zum Feste hinausmarschiert gen Westen oder gen Osten, und sie ziehen

wirklich aus wie zu einem Feste; gerade so siegesfröhlich und todesfreudig, wie er selbst an jenem hellen, blauen Sommertage, der der Hochzeit seines jungen Lebens war. Da reißt er die Binde vom Arm und winkt hinunter, und sie grüßen herauf sein Eisernes Kreuz und sehen dann auf den eignen Knopf, an dem es einst sitzen soll. Das Eisernen Kreuz ist ihr Ziel: das auf der Brust, das auf dem Hügel. Diesem Ziele marschieren und singen nun immer noch Jüngere entgegen, bis er endlich da ist, der Friede auf Erden, nach dem Tag des letzten entscheidenden Sieges.

Dann kehren alle zusammen heim, die noch übrig sind, und einer wird zum andern sprechen, was einst Goethe zu seinen Kriegskameraden nach der Kanonade von Valmy sprach: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.“

Bombengruß

Seit sieben Jahren war ich nicht mehr in meiner Heimat. Kaum hatte ich erwartet, sie jemals wiederzusehen. Der Krieg, der große Wender der Dinge, hat auch das vermocht. Man hat mich in meiner Vaterstadt Insterburg am 21. April 1915 nicht mit flatternden Fahnen begrüßt. Auch nicht mit Geschüßsalven. Und dennoch hat es bei meiner Ankunft gekracht; „mörder-

lich", wie der Ostpreuße sagt, im wahrsten Sinne: mörderlich getracht; ein paar tote Insterburger — Frauen und Knaben — lagen auf dem zerrissenen Straßenpflaster.

Ich war im „Dessauer Hof“ abgestiegen, genannt nach dem Alten Dessauer, der für seine Heldentaten im Dienste Preußens einen Teil der um Insterburg gelegenen Domänen und Forsten vom König als Familienbesitz erhalten hatte. So ehrwürdig die Firma des Gasthofes ist, so neu ist er selbst. Vor sieben Jahren existierte er noch nicht. Aber jetzt ist er schon historisch geworden. Hierkehrte Nikolajewitsch ein. Hier wohnte siebzehn Tage als Herr von Insterburg Rennenkampf. Ich frage das überreife Zimmermädchen, auf welchen Nummern „der Herr General“ gewohnt habe; sie antwortet: „So darf man den nicht nennen. Das is ein böser Mensch.“ „Ist er Ihnen zu nahe getreten?“ „Nein, aber sehn Sie sich Ostpreußen an!“

Dann freilich kam auf dieselben Zimmer ein anderer, ein ganz anderer. Auf den Verwüster der Befreier. Und das Zimmerfräulein fährt mit gehobener Stimme fort: „Der Herr Feldmarschall hat aber auch hier in dieselben Stuben gewohnt!“ Man spricht in Ostpreußen immer nur vom Feldmarschall, wie man vom Kaiser und Papste spricht. In dieser namenlosen Bezeichnung liegt, daß der Mann „einzig“ ist, und der Ostpreuße liebt es, das wahrhaft Ungewöhnliche, das wahrhaft Geliebte „einzig“ zu nennen. Aber je seltener der Name ausgesprochen wird, desto häufiger kehrt er in den ostpreußischen Städten und Städtchen im Straßenschild wieder. Zu diesem Huldigungszweck hat Insterburg sogar aus zwei

Straßen eine gemacht und die lange Hauptzeile, die mit hundert Grundstücken vom alten Marktplatz bergan bis zum Bahnhofe führt, Hindenburgstraße genannt. Ich bin gegen den Mord des historisch Gewordenen und halte es für die Missetat eines allzu sanften Heinrich, daß man in Insterburg unsre alte „Scharfrichterstraße“, in deren bloßem Namen für uns Kinder ein heiliger Schauer bebte, zur „Gerichtsstraße“ verflaute. Aber die breite, stattliche Hindenburgstraße soll gelten; gleich daneben soll zum Andenken an den andern Befreier auch noch eine Belowstraße entstehen. Im Netterbunde die dritte mag dann Gardeulanenstraße heißen.

Denn das war wohl die höchste Stunde, die Insterburg je erlebt hat, als eines Septembertags nach siebzehntägiger Tyrannei die letzten Russen ostwärts aus der Stadt ausrückten, und nachmittags um drei Uhr von der Westseite her die ersten preußischen Wägen hereingesprengt kamen. Ein alter weißlockiger, rotwangiger Miernermeister erzählt: „Ich war die ganze Zeit über nicht auf den Markt gegangen, solange die Kosaken hausten. Ich wollt das nicht sehn! Nu aber ging ich! Ich hatt ein Faßchen Bier im Keller versteckt. Das zog ich nu selbst ab, so gut wie ich es versteh, und kam mit all die Flaschens auf den Markt, wo die Wägen hielten. Es waren Gardeulanen aus Berlin. Und da war ein Hallo und ein Juchhei! Und Blumensträußchen und Tränen und Butterbröde. Und das Herz ging einem so hoch hinauf, und ich stand mit meine Flaschens Bier! Da fragte mich ein Befreier: ‚Sind Sie Budiker?‘ Und er sagte das so auf berlinisch. ‚I na, wo wer‘ ich denn

Budiker sein! 'So? Na, prost! Sie sollen leben hundert Jahr!' Und im Nu waren meine Flaschens aller!"

Die Russen als Herrscher waren weg, und bald kamen Russen als Knechte in die Stadt. Wie überall, so sieht man sie auch in Insterburg truppweise, still und ruhig, unter leichter Bewachung durch die Straßen ziehen, wenn sie von der Arbeit in ihr stattliches, schön gelegenes Burgverlies zurückkehren. Sie sind tüchtig gewaschen, gut und warm gekleidet. Das Merkzeichen sind die hohen turbanartigen weißflochtigen Pelzmützen, die wir in unserer Jugend Pudelmützen nannten. Manche tragen auch den Bart ihres Zaren Nikolaus. Es sind sogar intelligente Gesichter darunter, die aus freien, offenen Augen um sich blicken. Und alle sind jetzt, ach! so sitzsam und wohlansständig.

Das waren sie nicht immer, als sie über Insterburg herrschten, obwohl Kennenkampf hier in seiner Residenz auf Ordnung hielt. Zu jenem alten Miemermeister traten eines Sonntagnachmittags zwei Kosaken ein, mit der drallen Hausmagd, die im roten Röschchen vor dem Tor gestanden hatte. Sie äußerten mit unverkennbaren Zeichen den Wunsch, die stille, aber nahe Bekanntschaft des Mädchens zu machen. Da packte der alte, siebzehnjährige Mann den einen beim Arm, rief „Pascholl“, drohte mit der Anzeige und übte sein Hausrecht. Es war ein Entschluß auf Leben und Tod. Aber die beiden Kerle gingen lachend davon, vielleicht aus Angst vor dem Kommandanten, vielleicht doch auch aus Respekt vor den weißen Haaren des tapfern alten Herrn, der nun aber sein Strafgericht über das heulende schöne Kind ergehen ließ: „Du dammlige Marzell“ — und auf der rechten

Wange klatschte es — „wat heste rumtauschtahn, vor de Dör, mit diene rode Rod?“ — und es klatschte auf der linken Wange.

Ich weiß nicht, was im geheimsten Busen der gefangenen Russen lebt, die jetzt statt des Schlachtschwertes die Mistgabel tragen und mit ihrem Aufseher friedlich beraten, wie das Geschäft des Miststreuens am besten zu erledigen sei, wie der gesegnete Mist jenem Boden am tüchtigsten nütze, den sie schon für den ihrigen gehalten blieben, auch wenn er nicht russisch werden sollte.

Damals wurde noch hin und wieder die Frage gestellt, ob die Russen noch einmal in dieses Land kommen werden, um ihre gefangenen Brüder aus der kugelsicheren Arbeit abzuholen. Ganz so kugelsicher ist diese Arbeit doch nicht. Wenigstens bombensicher ist sie nicht. An einem Aprilmorgen knattert es rechts und links in der hellen, reinen, blauen Frühlingsluft. Auf der Deutschen Straße reinigen die Russen das Pflaster. Sie sehen hinauf. Da fliegt so ein Landsmann, der sie befreien wird. Schon ist er weg, vom Winde getragen. Aber wenige Schritte rechts, wenige Schritte links von den arbeitenden Gefangenen hat es eingeschlagen. Ziegelsteine flogen, Fenstergläser zersprangen, ein Stall stürzte ein, Verwundete und Tote lagen auf demselben Straßenpflaster, das Russen soeben gesäubert hatten.

Wenn man jetzt die vielen Städtchen und Dörfer und Güter in Trümmern liegen sieht, so müßte man das Schicksal von uns Insterburgern preisen. Mein Vaterhaus steht, und alle die andern Häuser, neue und alte

und uralte, stehen. Die Kirchtürme ragen, und ihre Glocken läuten. Und daß Russen auch in Insterburg waren, davon zeugt nur die geschwundene Pracht einer Eisengießerei, deren Besitzer im Verdacht stand, deutschen Fliegern Zeichen zu geben. Diese auffallende Schonung des Ortes ist vielleicht doch auf die persönliche Anwesenheit Kennenkampfs zurückzuführen, der sich mit dem energischen Stadtvater Doktor Bierfreund so gut vertrug. Soll nun Versäumtes nachgeholt werden? Soll nun ein Luftgeist schaffen, was die Bürgengel und Mordbrenner der Erde unterließen?

Die Behörden mahnen zur Vorsicht ohne Angstlichkeit. Der Hergang wird sich nicht wiederholen. Aber sollte wieder ein Flieger gesichtet werden, der nicht ganz genau als deutsch erkannt wird, so werden alle Kirchenglocken läuten, und dann hat die Bevölkerung auf ihrer Hut zu sein. Wer aus dem andern Ostpreußen kommt, darf zugeben, daß der Insterburger Bombenschaden jenes Aprilmorgens nur geringfügig war. Und doch! Ein Mann begräbt sein Weib, ein Vater sein Kind. Flüchtlinge nähern sich auf ihren hohen Leiterwagen, schwankend zwischen Säcken und Hausrat, endlich der Heimat. An diesem Aprilmorgen sollte der letzte Reisetag anbrechen. Am Abend wollte man endlich wieder zu Hause sein und auf dem eignen Stroh schlafen. In einem wildfremden Gehöft wird kurze Rast gehalten. Nur solange die abgetriebenen Gänse füttern. Der Landmann ist gewohnt, den Himmel zu sehen, nach Regen und Sonne. Vom Himmel fällt die Bombe: ein leichtverwundetes Mädchen sieht die Mutter tot, den Vater sterbend.

Nicht weit von der Stadt, hinter einer wilden Schlucht, ist am Angerapuser ein schöner, weiter Tummelplatz für die spielende Jugend geschaffen. In ganz früher Morgenstunde versammeln sich dort die Knaben der Volksschule, weil die Volksschule selbst Lazarettzwecken dient. Alle Knaben tragen blaue Mützchen. Der Feind von oben mag sie für übende Soldaten gehalten haben, zumal da Kasernen in der Nähe sind. Er warf und traf keinen aus der Jungmannschaft.

Aber mitten in der Stadt, mitten im Elternhause, mitten in Mutters Geschäft war einer getroffen: ein fröhlicher und fleißiger Junge von dreizehn Jahren. Die Mutter sagte zu ihm: „Ich geh in den Keller, was rausholen. Paß mal e' bißche auf, Karlchen, wenn wer kommt. Bedien' ihn hübsch! Ich bin gleich wieder da.“ Kein Kunde kam in den Laden, aber die Bombe des Russen kam. Eine halbe Stunde später sah ich Karlchens Kopf, in ein blutendes Tuch gewickelt, auf der Tragbahre. Zwei Männer vom Roten Kreuz trugen ihn ins Lazarett, in seine Volksschule; ein dritter fühlte ihm den Puls. Er war nicht mehr klein genug gewesen, um Schützengraben und Stachelzaundraht zu spielen. Er war noch nicht alt genug, um am Ernste teilzunehmen. Aber auch er hatte an nichts anders gedacht als an diesen Krieg. Der war ihm wichtiger als Mutters Seifengeschäft. Nun ward auch er „einberufen“. Bis zum Abend des Unheilstages bluteten seine Wunden. Dann begrub man ihn. Auf sein Hügelchen gehört ein Eisernes Kreuz. Fahr wohl, junger Landsmann, kleiner Insterburger! Auch du bist fürs Vaterland gestorben!

Nach Masuren

Unsere französischen Gönner, deren stärkste Seite niemals die Erdbeschreibung war, werden den jetzt recht einprägsamen Namen Masuren nur aus einem Lustspiel ihres alten Destouches gekannt haben. Dort erscheint mit allen Abzeichen der Lölpelei und Trottelei als unwillkommener, lächerlicher Liebhaber ein Herr Des Mazures, und Deutsche, die im 18. Jahrhundert die damals beliebte Komödie noch übersehten, nannten diesen „poetischen Dorfjunker“ Herrn von Masuren. Es sei nicht geleugnet, daß in dem Grenzlande Masuren mit seiner halb masovischen Bevölkerung auch Lölpel und Trottel heimisch sind. Eingeborene Masuren, wie die Gebrüder Skowronnek, schilderten vor dem Kriege dieses Bölkchen nicht mit Rosenfarben. Die Kultur läßt an diesem naturschönen „Ende der Welt“ manches zu wünschen; nichts hindert ihren Fortschritt mehr als die von Männern und Weibern gleich geliebte Schnapsflasche, die hoffentlich in der Winterschlacht ein Loch bekommen hat.

Wenn Hindenburg von der „Winterschlacht in Masuren“ spricht, so zieht er dem Schauplatz seiner Kämpfe und Siege eine allzu bescheidene Grenze. Masuren ist kein politischer Begriff; was man im Volksmunde so nennt, kann sich nur auf jenen Winkel Erde beziehen, wo noch polnisch gesprochen wird, auf die Südostecke Ostpreußens oder, um ein später gebräuchlich gewordenes Wort anzuwenden, auf die Seenplatte. Zu ihr gelangt man am bequemsten und raschesten von Königsberg aus und hat

dann zugleich von Nordwest nach Südost einen Querschnitt durch die ganze Provinz getan. Geschichte und Dichtung, Wirtschaft und Handel liegen an dieser Eisenbahn diagonale beieinander.

Man verläßt Königsberg auf dem Südbahnhof. Wenn der Krieg vorüber ist, sollte auch diese Stadt endlich einen ihrer würdigen Zentralbahnhof erhalten. Denn jetzt sind die Zustände auf den vereinzelt „Kopfstationen“ fast so unhaltbar, wie sie noch kürzlich in Leipzig waren. Der Krieg dürfte beweisen, daß ein neuer einheitlicher und übersichtlicher Bahnhof etwa nach dem Vorbilde des Frankfurter für die östlichste Hauptstadt auch strategische Werte haben wird. Zuletzt findet man aber doch auch jetzt seinen Zug nach Masuren.

Es ist ein heller Frühlingmorgen. Der schlante Turm der alten Haberberger Kirche steigt ins Blau empor. Fast die ganze Stadt zeigt ihr Profil. Daß die Festungsmauern gefallen sind, ist kaum zu merken. Die beiden Bierdörfer Ponarth und Schönbusch, bei denen sich im Königsberger ähnliche Vorstellungen entwickeln wie im Berliner bei den gefeierten Namen Schultzeiß und Pagenhofer, haben sich sehr vergrößert und sind noch „schöner umbuscht“ als vor vierzig Jahren, da wir Studenten dort hinaus auf den Bummel zogen. Sehr bald kommt der dritte Brauort, Wickbold, und gleich dahinter hält der Zug zum erstenmal. Die Station heißt Tharau. Unter hohen alten Bäumen verdeckt liegt das Dörfchen. Die Kirche hat man erhalten, wie sie war, als hier das Pfarrerstöchterlein die Herzallerliebste eines geistlichen Herrn wurde. Das Lied der Liebe, das hier gesungen

ward, klingt noch heute durch alle Herzen deutscher Mädchen und Jünglinge; auch am Neckar und am Rheine ist Tharau ein Ort der ländlichen züchtigen Liebe. In dieser Volkstümlichkeit ist das Lied hochdeutsch, aber wahrhaft volkstümlich wirkt es nur in der Mundart, in der es zuerst gedichtet ist, wie sie Anke von Tharau selber sprach. Wie gut, daß das holde Kind justament in Tharau lebte und nicht eine Station früher oder später. Könnte man getrostes Mutes singen: „Anke von Wickbold is, dee mi gefällt,“ oder gar „Anke von Schrombehnen, sei is mien Leven, mien Good un mien Geld?“ Gene würde in unserer heutigen Phantasie zur Biermamsell, diese zur Landpomeranze. Und doch! Julia und Romeo wußten es bereits: „Was dir Rose heißt, wie es auch hieß, würde lieblich duften.“ Ich bin überzeugt: Selbst in Schrombehnen war schon mancher Jüngling von eines Annchens Gruß beglückt. Vielleicht erst recht in diesen schönen Frühlingstagen! Denn es fehlt gerade jetzt dort nicht an Jünglingen im militär- und liebespflichtigen Alter. Ich sehe sie in langen Reihen bäuchlings im Graben liegen, einer dicht neben dem andern, ihre Bajonette blitzen in der Morgensonne. Unsrer jüngste Mannschaft übt den Stellungskrieg. Und nun sind wir aus dem Frieden lieblicher Gefühle, Verse und Melodien wieder im Marschtempo unsrer Zeit.

Ah, gar bald erkennen wir, daß in diesem Lande, durch das der Zug fährt, der Krieg kein unbekannter Gast ist. Schon Simon Dach besang die holde Braut von Tharau mitten in den wildesten Greueln des Dreißigjährigen Krieges, und nun hält der Zug in Preußisch-

Eylau. Drüben auf jenem Hügel stand der große Napoleon mit seinen Franzosen. Bis hierher in den fernsten Nordosten hatte ihn sein Siegeslauf durch Deutschland geführt. Ihm gegenüber standen zusammen Russen und Preußen. Die blutige Schlacht blieb unentschieden. Aber zum erstenmal stugte der große Napoleon. Es stand nicht mehr ganz so, wie ein halbes Jahr früher bei Saalfeld, Jena und Auerstedt. Es schien ihm bald Zeit zu sein, einen schimpflichen Frieden zu diktieren. Ein gotisches Türmchen erinnert an das große Ringen, und noch in meiner Jugend sangen Kinder, indem sie seltsamerweise unter den Tisch krochen, das nicht sehr originelle, aber gutgemeinte Lied: „Preischeilau is ne scheene Stadt, worin sein Grab gefunden hat manch scheener Soledat.“ An den Krieg erinnern auch ostpreussische Städte, in denen Frieden und Verträge geschlossen wurden, und manchmal sind sie die schlimmste Kriegserinnerung. Mit Bartenstein, wo sich der Ruß und der Preuß vertrugen, war es noch so so, aber die Station des braven Städtchens ist keines Verweilens wert.

Auf die alten historischen Namen, auf die Stätten, über die Kaiser und Könige voriger Zeiten im Kriegskleid schritten, folgt ein Name neuester Art. Korschen ist einer jener Orte, die, wie Kreuz, Lehrte, Kreiensen, erst als Bahnstation zur Geltung kamen. Man nennt sie Knotenpunkte, ohne ihren spärlichen Einwohnern damit etwas Böses anhängen zu wollen. Hier in Korschen denkt kein Mensch mehr an Napoleon den Großen oder an Alexander, den weniger Großen, der die Wange seines preussischen Wetters so gleißend zu streicheln wußte, zu

„pufcheien“, wie man in Ostpreußen sagt. Hier in Korschen lebt ganz allein die kriegerische Gegenwart. Von allen Seiten kommen sie an in langen, endlosen Zügen, unsere Feldgrauen, die reisevergnügt aus ihren Viehwagen strampeln, die Mützen mit dem ersten Maiengrün besteckt, den Hurragruf des Volkes froh erwidern, nur an den Sieg, nie an den Tod denkend. Die einen aus Memel, die andern aus Thorn, die dritten mit uns aus Königsberg, die vierten schon aus dem eroberten Rußland. Hier im Bahnhof Korschen treffen sie sich, und es gibt ein getümmelhaftes Durcheinander. Denn, obwohl ein Knotenpunkt, ist die Station beschränkt und litt überdies durch die Hand des Feindes, die hier zum erstenmal auf dem Wege nach Masuren sichtbar wurde. Hier ist schon Bitterung des Krieges.

Ein Landwehroffizier öffnet unsre Wagentür, legt artig die Hand an den Helm, bittet aber im entschlossenen Ton um „Legitimierung“. Der „Ausweis“ wird für hinreichend befunden, der liebenswürdige Offizier hätte gerne noch ein Gespräch über das Altenburger Hoftheater angeknüpft, aber der Zug geht weiter; und so gern ich gerade in Korschen über das Altenburger Hoftheater geplaudert hätte, es war eine größere Freude, daß der Zug pünktlich weiterging. Denn darin liegt ein nicht genug zu preisendes System unsrer Staatsbahnen, auch in diesen drängenden Zeiten Zugverspätungen möglichst zu vermeiden. Besonders die Schnell- und Eilzüge auf den großen Strecken halten fast immer ihr fahrplanmäßiges Versprechen, und noch nachträglich wandelt mich ein Grausen an, wenn ich daran denke, daß die Verstaatlichung der Eisenbahnen

einmal in Gefahr war, von der liberalen Vertretung des deutschen Volkes abgelehnt zu werden.

Eine Weile umfängt uns wieder der ländliche Friede. Zum offenen Fenster singen Lerchen herein. Dankbar für ihren frischen Weckruf zu Lebensmut und Latenlust, möchte man die Vielgesuchten finden. Aber es läßt sich nur sagen, was schon gesagt worden ist und nicht besser gesagt werden kann: „Im blauen Raum verloren.“ Die Landschaft wird parkartig belaubter. Hin und wieder sieht man ein Dreigespann Pferde vor der Egge. Man ist in der Nähe großer, fruchtbarer Rittergüter. Hinter dem zertrümmerten Bahnhof von Tolkendorf hat eine Gluckhenne schon ihre reichliche Schar jüngster Küchlein um sich versammelt, die wie dunklere Kanarienvögel aussehen und noch etwas von der Eierfarbe behalten haben; in Ostpreußen nennt man diese Tierchen Keichel, und der Gedanke an Keichelbraten hat in Verbindung mit jungen Schoten oder Gurkensalat für den ostpreußischen Gaumen etwas unendlich Erquickendes.

Noch ist es ein Weilchen Zeit, sich so schwelgerischen Empfindungen hinzugeben. Denn wir sind in Rastenburg, das der Feind ziemlich verschont hat. Durch ganz Ostpreußen geht die Vergleichsredensart: er oder es glüht und blüht wie Rastenburg. Kommt es von den roten Dächern her, die aber schon rechtschaffen verschwärzt sind, kommt es von Rosenwangen junger Rastenburgerinnen oder vom Reichtume der Gegend? Rastenburg mag weiterglühen, denn es ist Ostpreußens Zentralsonne, von allen Punkten der Provinzgrenze fast gleich weit entfernt; und mitten aus Rastenburg, einem Gebirgsnest im Flach-

land, ragt auf steiler Höhe die alte Ordensburg mit der Pfarrkirche, umgeben von der Mauer, seit fünf Jahrhunderten empor. Nur in der Marienburg selbst tritt einem die Zeit der deutschen Ritter näher als hier. War es noch ein Anfall heiliger Scheu vor seinem alten Grenzfeinde, was den Russen gehindert hat, hier zu sengen und zu brennen? Oder wirkte schon mit ihrem Schuß die nahe Feste Boyen?

Ganz verschont vom Feinde ist der reizende Weg dahin nicht geblieben. Man sieht es an einer Hirschkuh, die irgendwo auf der Wiese liegt. Der Schädel so zertrümmert, als sollte eine Schale daraus gemacht werden. Man kann nicht wissen, ob der unfreiwillige Wilderer ein Russe oder ein Deutscher war. Jedenfalls war es kein weidgerechter Schuß, der hier ein schönes Tier des Waldes zur Strecke brachte. Mit einem seltsamen Blick mitleidiger Liebe pflegt der Jäger auf seine erlegte Beute zu sehen; hier aber wurde blindlings, ziellos getroffen, denn der gute Braten blieb liegen, den Raben zur Aetzung. Der lange Frostwinter gerbte das guterhaltene Fell, das jetzt wohl nur noch ein Gerippe bedeckt. Und doch kreisen die großen, schwarzen, fetten Vögel immer noch um diesen armen Fleck Erde. Ich sah ihr Gefieder nie so glänzend; diese Leichenschänder haben gute Zeit. Wie jene Hirschkuh bei Sturlack, so liegt auch noch manches Menschenpaars Kind in den Sümpfen und auf überschwemmten Wiesen, und wenn die Sümpfe austrocknen, die Gewässer ablaufen, wird es sich zeigen, woher die Raben heuer ein so glänzendes Gefieder hatten.

Solchen schwarzen Gedanken widerspricht draußen im nahen Mittage die leuchtende Landschaft. O du mein Ostpreußen, wie kannst du schön sein! Der Norde spricht bewundernd von dem tiefblauen Himmel Italiens, und noch im ersten Kriegsmonat sah ich ihn sich spiegeln im Comersee. Aber ein Gotteslästerer ist der, der da meint, jenes Tiefblau sei schöner als das lichte Blau über den Seen Masurens. Nie in meinem Leben sah ich ein schöneres Blau, eine innigere, von der Sonne gesegnetere Übereinstimmung zwischen Droben und Hienieden. Hüben und drüben ein einziger blauer Raum, in dem verloren noch immer ihr schmetternd Lied die Lerche singt, und vom weiten Wasserspiegel her antwortet ihr der schrille Ruf einer Wildente. Das ist in dieser Natur das ganze animalische Leben. Man merkt nichts von den Arbeiten des Friedens, aber auch nichts vom Kriege.

Da mit einem Male Bollwerke, Festungsgräben, viele Meter lange Drahtverhaue, die bretternen Büdchen der Unterstände, weiße, peinlich saubere Dienstgebäude, starke Garnison, jenseits des weiten Sees eine Stadt. Wir sind in Boyen. Der Zug hielt nur einen Augenblick, als fürchte er sich, Geheimnisse zu erraten. Wir haben kaum Zeit, an den großen Kriegslehrer zu denken, der diesem Orte den Namen gegeben hat, und wollen auch nicht länger darüber nachdenken, daß der Königsberger Doktrinär Johann Jacoby 1871 hier festgesetzt wurde, weil er so verblendet war, dem Rückgewinn Elsaß-Lothringens zu widersprechen. Ich habe später den kleinen, tief nach vorn übergebeugten alten Herrn mit hängender

Unterlippe durch die Straßen Königsbergs eilen sehen. Sein eifriges Auge sah in die Tiefe, sah nach innen, sah niemals weit um sich her in die wirkliche Welt hinein. Jede Droschke konnte das abgekehrte Männlein überfahren. Und ein Unfall seiner Seele war es auch, der diesen alten Eiferer nach Feste Boyen brachte.

Von Boyen geht es im Bogen über den Löwentinsee herum zu jener seit lange sichtbaren Stadt. Diese Stadt heißt Löben. Vor dem Bahnhofe wird man festgehalten. Ein Polizeidiener führt uns den weiten, schmutzigen und holprigen Weg aufs kleine Rathaus. Man gestattet einen Aufenthalt von höchstens zweimalvierundzwanzig Stunden. Wir stellen uns bei der kleinen hübschen Villa eines Rechtsanwaltes auf, vor der zwei graubärtige Landsturmmänner schildern; ein Immortellenkranz über dem Haustore umgibt die Inschrift „Herzlich willkommen“. Wir gehen weiter zu dem stattlichen Hause eines Manufakturisten; wieder zwei alte Landstürmer als Schildwache. Hier ist schon regeres Leben. Automobile rasen hin und her; Offiziere darin, Generale! Nur er, den man hier wie dort sucht, ist nicht sichtbar. Aber am nächsten Morgen sehe ich ihn, wie er zum Postamt wandelt und eigenhändig ein Briefchen in den Kasten gibt. Er soll das jeden Morgen tun. Es ist der Tagesrapport ehelicher Liebe an die Frau Feldmarschall in Hannover.

Die Fahrt hat bald ein Ende. Wir sind schon mitten in Masuren. Und immer wieder kommt mir jetzt ein Vers aus einer neuesten Kriegsdichtung in den Sinn: „Bruder, teure Seele, was hab ich gesehn!“

Die Stadt Löben mit ihren tiefen, inzwischen zum Teil enthüllten strategischen Geheimnissen liegt hinter uns. Der Königsberger Zug fährt seiner Endstation entgegen. Ein heimkehrender Landwirt sitzt in meinem Kupee. Er sieht die Zerstörungen zum erstenmal. Seit seiner Flucht war er noch nicht daheim. Nun sieht er die Ruinen von Widminnen. Nun weiß er, was er bei sich zu Hause finden wird. Er hat sich aus der Schreckenszeit berichten lassen. Die Russen hatten sein Vieh weggetrieben. Noch lange nachher war keine Milch für die Kinder, kein Futter für die Pferde da. Rückkehrende mußten auf Umwegen befördert werden. Am Wege sieht er eine Brennerei: „Aus den Brennereien haben die Russen alles Kupfer genommen und nach Polen verkauft.“ Er sieht die Spuren eines vorjährigen Kartoffelfeldes: „Die Kartoffeln sind in der Erde erfroren.“ Wieder kommt der Kehrreim: „Keine Kartoffeln, keine Milch, kein Fleisch.“ Der Mann ist Pessimist. Er blickt verdrossen auf das leblose Land, auf die überschwemmten Wiesenflächen, auf die feuchten Äcker, auf die verbrannten Höfe, er blickt griesgrämig in sich selbst hinein. Ich denke mir: Meine Ostpreußen sind doch Sauerköpfe und harte Seelen. Da sagt er: „Du bin ich all zweimal geflohen, meine Frau is noch in Berlin. Ein drittes Mal flieh ich nich mehr. Da können die Russen machen, was sie wollen. Flucht is das Schlimmste.“ Und kaum hat er ausgeredet, so stehen ihm die Augen über und über voll Wasser. Das hätte ich dem Manne nicht zugetraut. Ich dachte, er könne nur jammern, nicht leiden. Aber er geriet in große Verlegenheit, weil er etwas von seinem Herzen gezeigt hatte. Bald stieg

er aus, und als ich in Lyck ankam, wird er schon seinen Hof besichtigt haben.

Lyck ist die reizendste Stadt in Ostpreußen. Ungefahr hat sie die Form eines lateinischen T. Den Fuß dieser Letter bildet der Bahnhof, der gänzlich zerstörte. In die Ringmauern hat man Bretterbuden eingebaut. Über lockere Bohlen muß man sein Gepäck schleppen, bis endlich ein halbwüchsiger Junge danach langt, um sich einen „halben Gulden“ oder „zwei Achtthalber“ zu verdienen. An mir sind diese fünfzig Pfennig leicht verdient. Denn ganz nahe zeigt sich schon ein Gasthof — wie ich dem hier verbotenen Baedeker entnehme, mit dreißig Zimmern zu zwei bis drei Mark.

Wir treten zur Mittagszeit in die Gaststube. Feldgraue Kopf an Kopf. Auch Landbewohner mit ihren Frauen, die von dem festen Wunsche beseelt sind, mit der Klingel-Bimmel-Bummelbahn bis Marggrabowa zu kommen. Aber sie wissen nicht, wie sie das anstellen sollen, denn kein Mensch kann Auskunft geben, ob der fahrplanmäßige Zug abgehen wird. Inzwischen tröstet man sich mit dem Mittagessen, das überraschend gut ist und fast sauber angerichtet wird. Die Bedienung ist militärisch. Der Gastwirt selbst steht als Feldwebel jenseits der Grenze. Daher hat ihm die Etappenkommandantur einen Landsturmmann zu Hausdiensten überlassen, weil das aus- und einrückende Militär auf diesen Gasthof, der zugleich als Bahnwirtschaft gilt, angewiesen ist. Der uniformierte Oberkellner, den lustige Soldaten „Herr Ober-Leutnant“ rufen, ist in seinem Zivilverhältnisse selbst Besitzer einer kleinen Gastwirtschaft, und zwar zu

Koblenz am Rhein. Nun wirkt er in Masuren; aber sein Auge glänzt, wenn man ihm ein Glas sauren Mosel zu trinken gibt. „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Neben.“ Doch er weiß auch schon, was unter einem ostpreußischen Maitrant zu denken ist. Aber — er darf ihn nicht kredenzen: Rum, Arrak, Kognak, die dabei wichtiger wären, als Zucker und Wasser, sind verboten; auch der Schuß Rotwein allein tut es freilich nicht.

Als die Mittagsgäste weg sind, verwickle ich diesen Koblenzer in ein Gespräch über Abreisemöglichkeiten. Auch ich möchte noch nach Marggrabowa. „In dem Nest komme Sie nit unter! Da finde Sie kein Nachtquartier!“ „Finde ich hier Nachtquartier?“ „Di froilich! Nummer 15 ist frei. Zwoi Treppe hoch.“ Er führt mich. Die Stufen zertreten, hoch liegt Staub und Schmutz. Elektrisches Licht, elektrische Klingeln, Wasserleitung, Zentralheizung, alles sorgfältig zerstört. Schloß und Kiegel weggerissen; zum Ersatz wird das Vorlegeschloß eines Reisekorbes benützt. Im Zimmer fliegt der Staub wie eine Milliarde Motten. Die Luft verpestet. Ich reiße alle Fenster auf. „Di! oi!“, warnt der Koblenzer, „bei der Nacht ist es halt noch Winter.“ Trotzdem bin ich für Entpestung. „Warum wird hier nicht gesäubert?“ „Wir hadde keine Leut’.“

Als ich unten Kaffee trinke, kehrt die Wirtin von einer Fahrt nach Lötzen zurück. Sie ist eine tüchtige, gutmütige Person, die in Friedenszeiten ihr Haus musterhaft führt. Die Art, wie sie mit Kinderchen, Gästen, vier Diensthöten verkehrt, bestätigt das Urteil des Koblenzers, daß sie eine „sehr noble“ Frau sei. Nun muß sie es wochen-

lang, monatelang dulden, daß ihr Gasthof ein Schweinestall ist. Noch immer muß sie den Brodem der Russen riechen, denen sie standgehalten hat. Als sie erfährt, daß ich auf Nummer 15 wohne, sieht sie mich mit einem Blick stummer Teilnahme an. Noch denselben Abend reiste sie nach Königsberg. Aus Löben konnte sie nur Eßwaren holen. Alles, was sonst fehlt, Möbel und Hausgerät, Porzellan und Glas, Tapeten, die der Russe zum Zeitvertreib von den Wänden riß, Wäsche, Betten und Bettgestelle, alles muß aus der Hauptstadt neu beschafft werden. Was alles fehlt, habe ich während der nächsten Nacht schauernd zu erleben gehabt. Um den wackeren Wirtsleuten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, möchte ich nach zwei Jahren abermals bei ihnen einkehren, nur nicht in Nummer 15.

Aber die Nacht ist noch weit. Ich wandere vom Bahnhof das lange T hinauf bis zum oberen Querstrich. Die Aprilsonne senkt sich leuchtend herab und durchwärmt die kalten Häuserschatten. Es ist eine nahezu großstädtische Straße, und nachdem die Russen ihr Mütchen am Bahnhofe gefühlt hatten, gönnten sie sich eine Erholungspause. Gehrmanns Konzertgarten steht; da mögen sie gezecht haben; gegen Wirtshäuser waren sie oft recht milde. Auch die Apotheke haben sie in Lyck stehen gelassen; anders als zum Beispiel in Cydtuhnen, wo ich noch Arzneien, Tinkturen und Latwergen im Trümmerhaufen fließen sah. Hingegen lernte in Lyck die Feuersozietät des Feuers Macht am eigenen stattlichen Hause fühlen. Mitten im Schutt und Geröll liegt, wie ein totes Hündlein auf einem Ohr, der weggerissene, zertretene, blaue

Briefkasten, dieser traulich-verschwiegene Gefell unseres Alltagslebens, den wir in der Fremde immer wie einen alten, guten Kameraden begrüßen. Es war ein wehmütiger Anblick. Auch ein toter Gegenstand kann sterben. Das Postgebäude selbst ist ganz geblieben, ebenso die Synagoge. Aber ein Stückchen weiter der schöne, rote Backsteinbau der protestantischen Kirche! Die Ringmauern des großen Schiffes und des wuchtigen, hohen viereckigen Turmes stehen abgebröckelt mit den öden Fensterhöhlen da. Ich habe in Ostpreußen keine Architektur gesehen, um die es so schade ist, und die soviel Ruinenschönheit hat. Solch ein Bau wirkt wie ein erhabener Mensch; mir fiel der alte Gesangbuchvers ein: „Du edles Angesichte, davor sonst schrickt und scheut das große Weltgewichte, wie bist du so bespeit.“

Mir fiel noch etwas andres ein. Der Sonnenball lag schon niedrig. Die verstärkte Glut stieg von unten, wie eine zweite Brandstiftung, an den roten Mauern empor. Lange Schatten liefen durch das Gebröckel; in die Fensterhöhlen hatte ein himmlischer Glasermeister himmelblaue Scheiben eingesetzt. Rings umher aber floß alles feuerrot, rechts und links von den herrschenden Mauern des Gotteshauses, vorn und rückwärts, weit und breit über die beiden großen, senkrecht aufeinander stehenden Straßen, die sich hier schon marktartig ausdehnen und streckenweis ein Trümmerfeld sind. Mit ähnlichen Empfindungen habe ich oft und oft auf dem Heidelberger Schloßhose gestanden und zugehört, wie behaeferte Engländer den Vandalen Melac lobten, weil er ihnen solchen Genuß verschaffte.

Mir erschien das immer als der Gipfel kaltherziger Schöngeisterei.

Die Sonne von Lyck tobte im Untergehen, schickte eine rasende Feuersbrunst durch die Stadt. Ein Fluchtgefühl kam über den, der mitten in diesen Flammen stand. Gegenüber der Kirche lockt ein kleines, enges Gäßchen bergab an den See. Eine feste Brücke führt zur Inselburg hinüber. Nur wenige Menschen gehen. Auf dem schweigenden Wasserspiegel rechts eine Gondel, von einem einsamen Feldgrauen gerudert, links ein Fischerkahn, von einem Manne und einem Knaben bedient. In der Ferne werden die Wälder dunkler und dunkler, nie gab es einen weicheeren Frieden in der Welt. Von der Kirche sind nur die acht kleinen Spitztürmchen, von der Zerstörung der Stadt ist hier nichts zu sehen. Der Abend weiß hier nichts von Krieg und Brand, kaum hundert Schritt von der Verwüstung.

Man wird Lyck nicht so lassen wie das Heidelberger Schloß, an das uns keine Restauratorenfaust mehr tasten darf. Aber irgendwo sollte auch in Ostpreußen ein Denkmal der sarmatischen Melacs bleiben, eine demonstratio ad oculos für kommende Geschlechter. Man hat den gestreichen Vorschlag gemacht, der Stadt Schirwindt diese Blutzugenehre zu erweisen und sie zu lassen, wie sie ist, weil dicht daneben ein völlig unversehrt gebliebenes russisches Städtchen liegt, das die Schirwindter aufnehmen könnte. Lyck ist für ein so fragwürdiges Gedächtnisbrandmal schon zu viel Hauptstadt, die Hauptstadt Masurens.

Ich trete den Rückweg an, scheu meiner Nummer 15

gedenkend. Nun fallen mir erst Einzelheiten auf. Schon in Ldzen war mir als Sensation mitgeteilt worden, Lyck mache sich, denn es habe schon wieder ein Kaffeehaus offen. Und wirklich! In das ausgebrannte Haus hat man eine Baracke hineingebaut, und das Luisen-Café ist fertig. Hinter der Kirche, vor einer Schule, auf einem grünbewachsenen Plage, ganz niedrig eingezäunt, mit vier Kieferstäbchen bepflanzt, liegt das „Heldengrab deutscher Soldaten, gefallen im Straßenkampf zu Lyck“. Nicht weit davon, noch näher der Kirche, mit der Längsseite parallel zur Straße, nebeneinander, wie ein friedlich schlummerndes Ehepaar, liegen zwei Gräber, noch mit Tannenreisig bedeckt. Jedes hat ein kleines Holzkreuz, auf dem mit Bleistift etwas geschrieben steht. „Hier ruht ein deutscher Krieger; ruhe sanft“; das in russischer Schrift konnte ich nicht lesen. Auch dieser Krieger ruhe sanft! Er wird seinem Landsmanne geglichen haben, der drüben aus dem Schutt eines großen Kaufhauses langsam und scheinbar nachdenklich Ziegelstein auf Ziegelstein emporhebt und zuhauf legt. Man kann es nicht ohne Genugtuung sehen, wie die Russen damit betraut werden, aufzuräumen, was sie selbst zusammengeschnitten haben.

Als ich meine Nummer 15 betrat, war die Russenluft draußen, aber der Winter wirklich drinnen. Auf das unbezogene Bett mit der beschädigten Seegrasmatratze am Erdboden leistete ich feierlichen Verzicht. Während man sich sonst auszieht, um ins Bett zu gehen, kleidete ich mich erst recht an. Alles, was ich an Überziehern und Mänteln bei mir hatte, legte ich um meine Kleider, und

alles das, um mich selbst gewickelt, legte ich auf eine Art Divan. Der aber war so schmal und kurz, daß ich mich nicht umdrehen konnte, ohne rechts oder links herunterzurutschen. Später sagte mir eine weise alte Lante: „Da stellt man denn hübsch einige Stühle vor; drei Stühlchen rechts und drei Stühlchen links.“ Ach, in der ganzen Nummer 15 gab es nur eine hölzerne Fußbank, und auf der stand das zierlichste aller Waschschüsselchen, ebenso aus Blech wie das, was für den Nachtbedarf noch nötiger ist.

Als die Sonne ins Fenster sah, verließ ich Nummer 15 auf Nimmerwiedersehen, empfing noch einmal das grauenhaft schöne Bild der verwüsteten Stadt unter dem Morgenlicht und stärkte mein Leben im Stadthotel durch ein großartiges Frühstück. Ein Rittergutsbesitzer, ein „gnädiger Herr“, wie sie sich in Ostpreußen noch immer nennen lassen, trat mit viel Geräusch ein und bestellte — früh um sieben — drei Schnäpsschen, bekam sie aber nicht, was ihn verwunderte, jedoch keineswegs unfreundlich stimmte. Ich argwöhne: er hat sie doch bekommen. Inzwischen hielt ein Fuhrwerk vor dem Thor. „Na, da sind ja ein paar nette Pferdchen, die könnt' einer ja gleich kaufen.“ Ein anderer erwiderte: „Was nützen mir die Pferde, wenn ich kein Geschirr hab.“ Dann sprechen sie von der landwirtschaftlichen Lage: „Rechtes Wachswetter haben wir, wenn man was zum Wachsen da wär.“ Mit demselben Zuge wie ich fuhren sie nach Königsberg. Sie wollten Geschirr kaufen und alles, was sonst fehlt.

Meine Lycker Erlebnisse hätten sich kaum viel anders

auch anderswo zutragen können, in Johannisburg oder Ortelsburg, in Soldau oder Neidenburg, in Goldap oder Darkehmen, in Nordenburg oder Gerdauen. Manche dieser Orte habe ich besucht. Überall dieselbe malerische Wüstheit, die daran erinnert, daß zur Zeit des deutschen Ritterordens diese ganze Gegend „Wildnis“ hieß. Überall aber auch tapferer Menschenmut, der sich am liebsten selber helfen möchte und jede kleinste Spende der Frühlingnatur beglückt willkommen heißt. Einen Landmann hörte ich voller Freude sagen: „Der Klee schimmert schon grün.“

Memelabwärts

Wie in Weimar, so gab es auch in Tilsit bis vor kurzem ein Hotel de Russie, das eine lange, teilweise historische Vergangenheit hatte. Hier mag bereits der schöne Alexander „logiert“ haben, als er unsre teure Königin mit Napoleon zusammenführte. Wie in Weimar, ist jetzt auch in Tilsit der Gasthof umgetauft worden. Was einen im August noch überraschte, erscheint jetzt selbstverständlich. Und vollends einer ostpreussischen Stadt ist es nicht zu verübeln, daß sie von Rußland auch in französischer Sprache nichts hören will. Auch Tilsit hat das Tischtuch mit dem bösen Nachbar zerschnitten, obgleich es mehr als die meisten andern Städte der Provinz in wirtschaftlichem Verhältnis zu Rußland stand, und obwohl es dank der Umsicht seines gefeierten Oberbürger-

meisters Eldor Pohl in den Tagen der Fremdherrschaft wenig gelitten hat. Vielleicht sollte auch diese ansehnliche und wohlhabige Stadt mit ihren beiden langen, breiten Hauptstraßen für den künftigen Zarenbesitz unverfehrt erhalten werden, wie das Rominter Jagdschloß, das Trafehner Gestüt und die klassischen Kunstsammlungen des unvergeßlichen Friß v. Fahrenheid auf Beynahren.

Was Tilfit immer eng mit dem Hinterlande verknüpfen wird, ist der mächtige, schiffbare Strom, an dem es liegt, und der aus Rußland kommt. Die Russen selbst nennen ihn bei sich den „deutschen“: Njemen. Die Deutschen begrüßen ihn bei sich als die Memel. An Majestät ist die Donau bei Wien und der Rhein bei Köln mit ihm zu vergleichen. Aber seine Schönheit hat er für sich. Sein Wasser ist klarer, scheint reiner als das der beiden andern. Diesseits auf leichten, gefälligen Hügeln Städte mit ihren alten Türmen und Waldgebiet, jenseits die „Niederung“, Wiesenland und Weideland von strogender Würze, meilenweit ausgedehnt, bis ganz in der Ferne wiederum Wälder den Gesichtskreis abrunden und schließen. Genau über dem Strome, hinter den beiden schlanken, durchsichtigen Eisenbrücken steht die Abendsonne.

Sie hatte gestern keinen Schleier vor sich. Nach einem unfreundlichen Maitage erwärmte und durchglühte sie noch zum Abschied das Land und die Menschen. Ihr Feuerauge sieht der breiten blauen Strömung entgegen, als wollte sie den russischen Flüchtling auf deutscher Erde empfangen und grüßen. Und der Strom beeilt sich, ihr entgegenzukommen. Er hat einen so raschen Lauf, als

treibe ihn die Sehnsucht einer Seele, Deutscher zu werden. Ich trete im goldenen Schein auf die Königin-Luisen-Brücke, die nach Piktupönen, Memel und Lauroggen führt. Als ich das letztemal hier übersezte, stand dieser lustige Riesenbau noch nicht. Eine schwerfällige Schiffbrücke, die im Winter dem Eise und im Frühjahr dem Eisgang weichen mußte, ließ die wackelnden Wagen und wankenden Leute ans andre Ufer. Aber am andern Ufer stand schon das kleine Wirtshaus zum Brückenkopf, das freilich vor einem Menschenalter ziemlich baufällig war. Jetzt hat man mit überraschendem, in Ostpreußen doppelt überraschendem Geschmaack ein zierliches kleines Giebelhaus in die Landschaft, in die umgebende Natur so hineingepaßt, daß es schallhaft aus seinem ergrünenden Gebüsch herüberlockt: „Komm zu mir, Gastfreund! Kehre ein bei mir! Hier gibt es kein Alkoholverbot!“

Ich wollte schon der Ladung folgen, da sah ich aus Osten eine andre Ladung den Strom herab uns entgegenkommen; auf der Brücke und am Ufer liefen Menschen zusammen wie immer, wenn etwas zu schauen ist. Ich bin in dem Punkte nicht anders als die Kinder und die alten Weiber; auch ich muß immer stehenbleiben und hinsehen, wenn was los ist.

Ein starker Schleppdampfer zog Rähne hinter sich her; größer als die Apfelfähne der Spree, größer als die Oberfähne der Oder. Fluß und Dampf machten flotte Fahrt. Auf dem ersten der Rähne war der große Segelmastbaum horizontal das ganze Schiff entlang gelegt. Darauf saßen Schulter an Schulter menschliche Gestalten. Schon rasselt der Dampfer unter den Brückenbogen, und

nun weiß man, daß Verwundete aus der Schlacht herkommen. Gestern oder vorgestern mögen sie noch gekämpft haben. Jetzt sitzen sie auf dem Mast, der gefallen ist, wie so mancher ihrer Kameraden. Bei Rossienie mag es sie getroffen haben. Bei Turborg, das wir doch wieder Georgenburg nennen wollen, wurden sie eingeschifft, und nun fahren sie schon einige Stunden lang auf dem behutsamen Strom schnell, aber leise durch die himmlische Abendluft in die Heimat hinein. Einer hat die Hand verbunden, ein anderer den Kopf, ein dritter Hand und Kopf. Vielen sind die Beine warm umwickelt. So sitzen sie ruhig und scheinbar behaglich in langer Reihe nebeneinander. Ein einziger Russe ist darunter mit der schmutzigweißen Pudelmütze. Er sitzt zwischen zwei braven deutschen Soldaten und zündet sich an der Zigarre des einen die seinige an; von jeher war das Tabakspfeifchen ein Merkzeichen des Friedens. Diesen Leuten kann nicht allzuviel geschehen sein.

Der ganze Schiffsbauch ist mit sauberen langen Brettern überdeckt, die eben frisch aus der Sägemühle zu kommen scheinen. Vielleicht hat sonst der Kahn die Handelsaufgabe, dieses unbenutzte Nutzholz zu vertreiben. Nun legt der Dampfer am Stadtufer an; sofort wird es auf dem stillen Kahn lebendig. Das Rote Kreuz erscheint in unzählbaren Exemplaren. Ärzte, Schwestern tauchen aus dem Schiffsbauch auf. Tragbahnen kommen an Bord. Und nun tritt an den sterbenden Sonnenglanz, was unter den sauberen, weißen, frisch gesägten Brettern und Brettchen der Schiffsbauch trug, was die klare, reine Memel uns aus Rußland herüberrettete.

Oben schmauchten ihr Pfeifchen und sahen in die reizende Gegend und tranken die Mailuft und ließen sich von der Abendsonne vergolden nur die Leichten. Die Schwere lagen unten, schon wie in der Gruft, und wußten nichts mehr von Himmel und Erde, von Deutschland und der Welt. Zwei Krankenautos stehen bereit, sie werden gefüllt, zu zweien, dreien, auch vieren. Sie fahren ab und kehren wieder, immer wieder kehren sie zurück und fahren wieder ab. Dazwischen werden die Leichten, die Schmauchenden, in elegante Wägelchen gesetzt, die sonst wohl nur zur Spazierfahrt wohlhabender Tilsiterinnen oder zu Jagdausflügen ihrer Ernährer dienen. Kleine, feiste, schmutze Pferdchen sind davor gespannt, die munter wiehern. Es sollen junge Russen sein. Es wäre ein Fest, mit ihnen drüben ins Wiesenland zu traben, in den Waubler Wald meiner Jugend. Aber auch sie stehen im Samariterdienst, und es ist nicht immer so leicht, manchen der „Leichten“ in die „Viktoriachaisen“ oder gar auf die Jagdwagen zu heben; und der junge kutschierende Soldat muß im Schritt fahren. Doch was will das dem sagen, der von den Tragbahnen her die Seufzer und Klagerufe aus zerrissener Brust hört! Einer gibt auch dort keinen Laut von sich; einer im weißen Haar, mit schneeweißem Schnurrbart. Doch er lebt noch, denn er legt langsam die eine blasse Hand über die andre.

Nun ist der Schiffsbauch leer. Die Eigentümer des Fahrzeugs legen ihre Bretter und Brettchen wieder ordentlich nebeneinander, vom Roten Kreuz sind alle mit ins Lazarett gelaufen. Auch der junge, bartlose Arzt

ist weg, der vorhin einem qualvoll Wimmernden mit zarter Hand und mütterlichem Blick etwas Linderndes gegeben hatte. Nur zwei kräftige Männer stehen noch und wischen den Schweiß von der Stirn. Sie alle haben ihr Tagewerk stark und sanft vollbracht. Auch die Sonne ist dahin, die Leuchterin der schweren Fahrt. Über den Krankenstuben liegt Nacht.

Man hörte den Lärm der Geschütze aus der neuen Schlachtlinie nicht herüberdonnern bis in diese gute deutsche Stadt Tilsit. Dazu waren wir doch auch im Mai schon zu tief in Feindesland. Aber stromabwärts kommt jeden Abend zu Schiff die blutige Nachricht.

Und des Morgens stehe ich am Fenster jenes Gasthofes, der jetzt einen deutschen Namen führt. Die hohe Straße entlang nähert sich froher Gesang: geheilte Jungens, die aus dem Lazarett wieder zu ihren Regimentern einrücken.

Grenzerinnen

In Österreich pflegt man von Grenzern zu sprechen und meint damit die militärische Wache, die auf Schmuggler, Wildschützen und ähnliche unliebsame Gäste pirscht. Die „Grenzerinnen“, die ich in Ostpreußen angetroffen habe, üben einen andern Dienst. Sie tragen eine große weiße Schürze und um den Arm die Binde mit dem roten Kreuz. Aber ihre Aufgabe ist nicht eigentlich, ärztliche Befehle zu vollziehen. Sie walten auf einer Erfrischungs-

station. Ich habe eine solche besucht. Sie liegt einen Büchschenschuß weit von dem, was man bis vor kurzem die russische Grenze nannte. Wenn am Horizont die Wälder nicht wären, so könnte man durch ein mäßiges Fernglas auf Poscherun und Tauroggen sehen, die Schauplätze des Yorckschen Geniestreichs. Und noch eine kleine Strecke weiter liegt Schaulen (schreibe Szawle), wo jetzt gekämpft wird. Wegen dieses Kampfes ist ein großes Kommen und Gehen von oder nach Schaulen. Eben darum hat man auf dem letzten altpreussischen Bahnhof Laugszargen die Erfrischungsstation eingerichtet.

Man darf sich keinen der großen Grenzbahnhöfe mit ihrem mächtigen Zweiländerverkehr vorstellen, wie etwa in Eydtkuhnen. Aber wie der große Bahnhof in Eydtkuhnen, so ist auch dieser ländliche, abgelegene Kleinbahnhof zusammengeschossen. Die Außenmauern stehen mit ihren Fensterhöhlen; Dach und Dachstuhl sind weg; im Innern häufen sich Berge von zerbrochenen Ziegelsteinen, Glasscherben und bis zur Unkenntlichkeit zertrümmerten Hausgeräten. Es ist der Anblick, an den man schon längst gewöhnt ist, wenn man einige Wochen lang durch Ostpreußen geht. Das Auge wird allmählich stumpf gegen diesen trostlosen Eindruck, aber das Gefühl wallt immer von neuem dagegen auf; immer wieder drängt sich ein Fluch gegen den Vandalismus der Feinde auf die Lippen. Er wollte auch hier nicht versagen, aber noch rechtzeitig hörte man einen sachkundigen Beamtenmund sehr sachlich sprechen: „Das Bahnhofsgebäude haben unsere in Brand geschossen. Es war noch viel Munition darin. Die konnten sie nicht mehr

herausholen, und dem Russen durften sie das nicht lassen.“ Also, dieses hübsche neue Gebäude mußte in Schutt und Trümmer sinken.

Dicht daneben steht ein winziges Diensthaus. Das blieb bis auf einige Löcher im Dach und zersprungene Fensterscheiben ziemlich unverfehrt. Hier hat sich eine „Grenzerin“ niedergelassen. Das Häuschen steht zwischen der Eisenbahnlinie und der parallel laufenden Landstraße. Über zwei Stufen tritt man durch eine schmale Tür. Den Raum durchwärmt ein Kochherd. Auf ihm brodelt unter tüchtigem, aber friedlichem Feuer Kaffeekanne, Teekessel, Kakaotopf und die mannigfachsten Suppenschüsselchen. Dem Verlangenden werden sie im Vorübergehen zum Fenster herausgereicht. Neben diesem appetitlichen Kochraum läßt das Haus noch für zwei ganz kleine Stübchen Platz. Das vordere ist die kalte Küche: hier stehen Würste, Schinken, Dauerware, auch das Kriegsbrot. Hier wird, ebenfalls zum Fenster heraus, Fruchtfaß mit Quellwasser oder Sprudel dargereicht; aber weder Wein noch Bier, weder Likör noch Schnaps. Nur uns wird unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit anvertraut, daß Rotwein, sogar Kognak im Hause sei, aber bloß für Schwachgewordene.

Wir fühlten uns nicht schwach, infolgedessen bekamen wir nicht das kleinste Probchen zu kosten. Denn so reichlich die Schätze einkommen, so streng muß mit ihnen hausgehalten werden. Der Bedarf ist groß, weil der Verkehr groß ist. Ich war Sonntags mittags dort. Von Feiertagsheiligung keine Spur. Die Kirche (hier ist man noch evangelisch) hatte leergestanden, denn der Dorf-

geistliche war in sein ausgeraubtes Pfarrhaus noch nicht zurückgekehrt. Auf den Äckern wird hier und da gepflügt, gesät, geeggt, denn für die spärlichen Dienstkräfte sind sechs Tage der Woche zu wenig. Doch die Arbeit des Landbauers ist es nicht, die jetzt jener Gegend das Kennzeichen gibt. Was unter den Fenstern der kleinen Erfrischungsstation hin und her zieht — das ist es. Alleamt sind es Boten des Krieges. Jetzt wettert und rast ein langer Zug riesenhafter Arbeitsautomobile vorüber, voll gespißt mit Pionieren, sie haben Eile. Keins kann haltmachen, und hielte eins, so sausten alle andern mit einem Todeshopsassa darüber weg.

Sehr viel bedächtiger kommt von der andern Seite eine Herde Jungvieh, so zwischen Kalb und Kuh, wohl zweihundert Stück. Das Kennerauge — nicht meines — prüft und findet manches wohlgeratene Sterkchen darunter. Es ist russische Kriegsbeute, die zunächst nach der Kreisstadt getrieben wird. Wirklich sah ich sie am Abend desselben Tages dort wieder. Für dieselbe Strecke, die unser Auto in kaum 50 Minuten zurückgelegt hatte, brauchten schleppfüßige Kinder einen halben Tag. Denn überall, wo jemals eine deutsche Kuh im Stall gestanden hatte, zog diese kleinen Russen der Herdentrieb hinein, der nationaler Schranken nicht achtet. Das Vieh ist sozusagen weltbürgerlich gesinnt, müßte also nach Ansicht der Kosmopoliten dem Menschen überlegen sein. Aber auch das Vieh hat einen Treiber, und der hindert mit seinem Weidenstecken das Heimischwerden in fremden leeren Ställen. Doch das war eine Arbeit, die man wohl mit Recht eine Viehsarbeit nennen könnte, der Land-

wehrmann, der sie im Dienste des Vaterlandes zu leisten hatte, mochte sich bessere Aufgaben wünschen. Zum Lohn bekam auch er am Fenster der Station sein Erbsensüppchen und sein Schinkenbrot.

Jetzt marschirt johlend, die Müze mit grünen Maien besteckt, ein Trupp Arbeiter heran; nicht feldgrau, sondern noch in ihren eigenen Kitteln. Sie tragen Handwerkszeug an die Grenze. Mancher schwingt zur Unterstützung des Liebes seinen Spaten wie eine Fahne. Auch sie halten vor den Fensterchen am Bahnhof. „Ja, wieso denn? Das sind doch keine Soldaten?“ „O, die sind so gut wie Soldaten! Es sind Armierungsarbeiter, Schipper.“ Und also kriegen auch sie Imbiß und Labtrunk, denn sie befestigen das neu eroberte Land gegen den andringenden Feind durch die verborgenen Unterstände, Gräben und Drahtverhaue, wie ich ihrer so viele gesehen habe. In den Dienst dieser allerneuesten Landesverteidigung stellt sich der kräftige Schritt solcher Arbeiterbataillone.

Nicht so kräftig und freudig schreitet ein anderer Trupp, der umgekehrt von Osten nach Westen zieht. Es sind die neuesten gefangenen Russen. Manche tragen noch Stücke ihrer Landesuniform, andre haben sich eine herrenlos vorgefundene preußische Felddienstmüze aufgestülpt. Sie werden wohl von Kossienie oder „Schaulen“ herkommen. Die Schrecken der Schlacht sitzen ihnen noch im dumpfen, oft sehr jungen Gesicht. Auch von ihnen erhält mancher am Samariterfensterchen seinen Tee und einen Happen guter ostpreußischer Räucherwurst.

Wer brachte die Wurst, wer kredenzt den Tee? An jenes kleine Vorderstübchen schließt sich ein noch kleineres

Hinterstübchen. Es wird fast ganz ausgefüllt durch ein herrschaftliches Bett, das von der sonst so dürftigen Einrichtung beträchtlich absticht. Hier schläft in tiefster Einsamkeit von neun Uhr abends bis fünf Uhr früh eine tapfere kleine Frau, die Witwe eines Gutsbesizers aus der Nachbarschaft, eines „verkauften“ Gutsbesizers, wie man in Ostpreußen sagt. Sie hat keinen Mann mehr, keine Kinder, kein Gut, keine Arbeit, und so stellt sie ihr rüstiges Tagewerk in den Dienst jener kleinen Erfrischungsstation, so wurde sie eine „Grenzerin“.

Sie achtet nicht darauf, daß ein paar Meilen östlich Völker aufeinanderschlagen. Sie hat keine Zeit, Zeitungen zu lesen. Sie weiß nicht, ob wir siegen oder unterliegen. Von fünf Uhr früh bis neun Uhr abends geht sie zwischen Kochherd und Fenster die drei Schritt hin und her. Und wie weiland die Chausseeinnehmer ihre Geldbeutel an langen Stangen Vorbeifahrenden in den Wagen streckten, so reicht sie freundlich nickend Trank und Speise Hungrigen und Dürstenden heraus, die irgend ein Kriegsgeschäft durch diese verlassene Gegend führt, an dem abgebrannten Dorf, an dem verkohlten Rittergut, an dem zertrümmerten Bahnhof vorbei. Aus der Kreisstadt bringen ihr die Frauen der Beamten und Bürger heraus, was sie zum Spenden braucht. Manchmal bleibt eine der Damen die Nacht über draußen; wo die Platz hat zu schlafen, konnte ich nicht ermitteln. Meistens aber ist die kleine tapfere Witwe allein. Sich nach Frauenart zu ängstigen fehlt ihr die Zeit; tags hat sie ihre Arbeit, nachts ihren Schlaf. Der Himmel segne diese neue, uneigennütige Art von Marktetenderinnen.

Landschaftsrat Maul

Als der nahezu achtzigjährige Mann jung war, konnte man die Stadt Insterburg noch zu den sogenannten Ackerstädtchen rechnen. Zu jedem Bürgerhause gehörte Ackerland, oft nur ein Stück Weide für die Kuh, ein Stück Feld für Kartoffeln, eine Wiese zum Bleichen der Wäsche. Zuweilen erweiterte sich dieser Besitz zu einem sogenannten Abbau, der den Namen des Eigentümers trug. Hier fand die Familie, wenn sie Sonntags ihren Ausflug machte, ein Dach und einen alten Knecht, der für das Nötigste sorgte. Wenn es dem Bürger in der Stadt besonders wohl ging, so erweiterte er diese Abbauten zu einem Gut.

So war das Gut Sprindt bei Insterburg entstanden. Der wackere Apotheker, dem diese Ländereien schon von Vater, Großvater und Urgroßvater gehörten, baute sich aus roten Ziegelsteinen ein Haus, legte unter Benutzung alter Erlen einen Garten mit reizender Aussicht auf das Insterthal an und gedachte hier fern von Rezeptiertisch und Ratsstube die Ruhe des Alters zu genießen. Vornehm, bescheiden, verewigte er nicht im Gutsnamen seinen eigenen, der auch der meinige ist, sondern nannte das Gut Sprindt, weil mitten auf dem Hof ein Brunnen mit köstlichem Trinkwasser entdeckt war, trinkbares „hartes“ Quellwasser heißt aber in Ostpreußen Sprindwasser. Leider legte er neben dem Hof eine Zuckerfabrik an, verwendete den guten Boden auf Rüben und verlor ein Vermögen. Wenige Jahre nach seinem Tode mußten

die Erben das schöne Vaterland verkaufen. Es kam ein alter weißbärtiger Herr aus Westpreußen, dessen Name uns Kindern maßlos lächerlich schien. Er hieß Maul. Er erstand das Gut für seinen jugendlichen Sohn, der sich verheiraten sollte.

Aus diesem jungen Carl Maul ist im Verlauf von einigen fünfzig Jahren der alte Carl Maul geworden, den die Russen ermordet haben. Seinen wunderlichen Namen hat er hoch zu Ehren gebracht. Für seine Landwirtschaft nützte er die unmittelbare Nähe der heranwachsenden Stadt Insterburg aus, die er mit Gemüse, Obst und Milch versorgte. Im engeren und weiteren Gemeinwesen, in Stadt, Kreis und Provinz wirkte er mit Rat und Tat. Landschaftsrat war kein bloßer Titel, sondern ein Amt. Auch als er das Gut längst dem Sohne überlassen hatte, hörte er nicht auf, für das öffentliche Wohl zu sorgen. Sein letzter Gedanke war der eines hilfreichen Patriarchen. Er wollte Tochter und Enkel retten und fiel selbst zum Opfer. Neun Monate lang hat dieser uralte Landmann unbemerkt auf dem Boden seiner Heimat gelegen; auf einem Felde, das damals abgemäht war und nun erst zu neuer Saat bestellt werden sollte. Da endlich, im Frühjahr, fand man ihn. Während man ihn in Sibirien suchte, war er daheim geblieben, treu seiner ostpreussischen Erde. Wie die Saat seiner Acker, so hatte auch er überwintert. Nun hat man ihn einige Schuh tiefer, geborgener gebettet. Aber sein greiser Kopf wird sich erheben zu einer wild empörten, flammenden Klage. Bei allem Gemeinfinn und Streben ins Weite hatte sich sein ganzer langer Erdenwandel in engen kleinbürgerlichen Schranken gehalten.

Mit achtzig Jahren packt den nüchternen Mann der Weltbrand und schleudert ihn in ein tragisches Heroenschicksal hinein, macht aus ihm eine homerische Gestalt.

Der Oberpräsident von Ostpreußen

Seine Heimatrede im Abgeordnetenhaus

Wenn der Ostpreuße im Sommer nach seinem Luxusseebad Cranz reist, und es kommt die vorletzte Kleinbahnstation Bledau, so steckt er die Nase zum Kupefenster hinaus, um zu riechen, ob Salzluft weht. Wenn der Zug dieselbe Station verläßt, so recken sich alle Hälse heraus, und — Ernst Wichert hat es schon erzählt — Kinder jubeln: „Die See! Die See! Ich seh die See!“ Bei bedecktem Himmel, staubfreier Straße pflegt dann der Kurgast landeinwärts zu wandern, um den Herrensitz Bledau zu umkreisen. Auf ostpreußische Kleinstädter übt ein Rittergut magnetischen Zauber aus. Man tritt ins Hofstor, etwas ängstlich, denn der wie „dwatsch“ kläffende Phylax könnte sich von der Kette reißen. An der Gartenmauer hebt man die Zehenspitzen, um unter den uralten, mächtigen Bäumen von „herrschaftlichen“ Kinderchen etwas zu erspähen. Doch die kleinen „Herrschaften“ kullern auf dem Heuboden, helfen dem „Schweizer“ beim Buttern, striegeln ihre Ponys. Als ich das leßtemal am Bledauer Gutshofe vorbeiging, sah ich, wie der kleine

„Herr Junker“, etwa elf Jahre alt, auf seinem Pferdchen in die väterlichen Felder hinaustrabte. Jetzt ist dieses Junkerchen ein Mann von 47 Jahren. Die Felder gehören ihm selbst. Im „Nebenamt“ ist er Oberpräsident seiner Provinz. Er trägt eine wohlgepflegte Hochglase und hat auch sonst ein „ganz kleintutschen“ Bismarck-Typ, im Duodezformat.

Es verging noch kein Jahrhundert, seit die Batockis geadelt wurden. Der Urahne des jetzigen Fideikommißherrn war ein Justizbürgermeister Tortilovius in Dirschau, verhehlicht an eine Brauer. Urgroßvater und Großvater hatten eine Bock und eine Friebe zur Frau. Erst die Mutter des jetzigen Erbherrn war eine Gräfin Keyserlingk, seine eigene Gattin ist eine Gräfin Kalnein. Nun erst gehörten die Batockis zum Hochadel. Dennoch leiten sie ihren Stamm von einem Adligen der Reformationszeit ab. Der Insterburger Pfarrer Tortilowik v. Batocki war unter Luthers Einfluß von der katholischen zur evangelischen Geistlichkeit übergetreten; seinen Verzicht aufs Zölibat lohnte der Himmel mit halbtausendjährigem Segen.

Das Stammgut Bledau dehnt sich mit seinen 3800 Hektaren über zwei Landratskreise aus. Landrat des einen, des Kreises Königsberg, war bis in unsere Kriegszeit hinein Adolf v. Batocki.

Es ist alter, altpreußischer Brauch, daß sich dort die Kreise einen Eingebornen zum Landrat wünschen. In Ostpreußen gibt es Landratsdynastien zu drei, vier Generationen. Es waren nie die abhängigsten Beamten, die von ihrem Gut aus den Kreis verwalteten. Sie

wissen, wo die Armen und die Reichen der Schuh drückt, sind fürsorglich nach unten, bedachtsam nach oben. Das grüne Land ist ihnen näher als der grüne Tisch. Ich bin selbst noch der Enkel eines solchen altmodischen ostpreußischen Landrats; mein Großvater, der Freiherr v. Buttler in Darkehmen, konnte gegen den grünen Tisch noch recht „bockbeinig“ werden, und als 1848 kam, setzte man ihn zur Ruhe; da machte er seinem Ingrimm Luft durch Fluchgedichte gegen Manteuffel und die Reaktion. Dieser alte Schlag stirbt ab. Auch ostpreußische Landratsämter wurden Durchgangsposten für Weiterstrebende, die sich nie einleben und immer wieder wegmelden.

Dem Herrn auf Bledau lag solches Streben fern, als er Oberpräsident wurde und doch Gutsbesitzer blieb. Wie er Vater seines Heimatkreises war, so folgte er in schwerster Zeit dem Rufe des Königs, um Vater seiner Heimatprovinz zu werden. Der König aber mag dabei an ostpreußische Edelleute der Franzosenzeit gedacht haben, an die Dohna, Schrötter, Muerwald. Vom Januschauer unterscheidet sich der Bledauer wohl nur durch parlamentarische Umgangsformen, nicht durch politische Ansichten. Aber in der Not und Eintracht burgfriedlicher Stunden begrüßten auch Gegner diesen landkundigen Landwirt an der Spitze der verwüsteten Provinz, und im Königsberger Landtage waren diesmal alle einig.

Nun stand am 16. März 1915 Oberpräsident v. Batocki, das Eiserne Kreuz am Überrock, zu Berlin im Sitzungssaale des Abgeordnetenhauses auf dem Präsidentenplatz

und erzählte von seiner schönen, strengen Heimat, von „Ostpreußens Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“.

Ein richtiger ostpreußischer Aquinoktialsturm, der gelegentlich durch den Märzabend brauste, konnte die Berliner und die in Berlin anwesenden Ostpreußen nicht daran hindern, das „hohe Haus“ bis auf den letzten Platz zu füllen, ja zu überfüllen. Mindestens die Hälfte der Parlamentsitze hatten Damen eingenommen — ein Zukunftsbild? Die klare, hohe Stimme des Redners, mit nur ganz leisem Heimatanklang, durchdrang den ganzen Raum; man folgte fünfviertel Stunden lang seinem schmutzlosen, phrasenreinen, durch Tatsachen ergreifenden Vortrage mit gespannter Aufmerksamkeit.

Er entschuldigte sich, daß ihm seine Gegenwartsarbeit keine Zeit zu eigenen geschichtlichen Forschungen über die Vergangenheit lasse, verwies auf Treitschkes immer noch höchst lesenswerten, mehr als fünfzigjährigen Aufsatz über „Das Ordensland Preußen“ und schilderte den steten Wechsel von Not und Aufschwung in den folgenden Jahrhunderten bis zu unseren Tagen, wo Ostpreußen, von dem man außerhalb bisher nur Königsberger Klops, ostpreußischen Maitrank und den Dialekt kannte, plötzlich „aktuell“ geworden ist. Man habe sich jetzt hoffentlich davon überzeugt, daß Ostpreußen nicht das Land ist, in dem vergessen wird, fortzuschreiten, in dem nur übermütige Junker Sekt trinken und Leute schinden. Jetzt überzeugen sich schon „Entdeckungsreisende“, daß dort der Mittelpunkt deutscher Kultur im Osten sei. Auch feinere russische Offiziere haben das richtig erkannt und sich darauf gefreut, der Zarenkrone dieses Juwel ein-

zufügen. Am meisten seien von den Russen die ländlichen Kunststraßen bewundert worden. „Wir hatten Beute aufgeladen, daß die Wagen brechen mußten,“ meinten sie, „aber die Wagen brachen doch nicht.“ Sonst führte der Redner einen wohlgelungenen Vergleich durch zwischen dem ostpreußischen Tatareneinfall Ende des 17. Jahrhunderts und den beiden Russeneinfällen unsrer Kriegszeit. Nur zweimal noch habe Ostpreußen, das in Deutschland immer am härtesten zu ringen hatte, ähnliche schwere Heimsuchungen gehabt: in den Pestjahren 1708—1710 und in der Napoleonszeit. Von dieser sich zu erholen brauchte das Land fünfzig Jahre und den tapfersten Kampf der Männer und Frauen. Erst die neue Wirtschaftspolitik habe den Aufschwung gebracht, der besonders auf der Königsberger Landwirtschaftsausstellung 1913 durch Vergleich der jetzigen ostpreußischen Viehzucht mit der stehengebliebenen russischen sichtbar geworden sei. Fortdauernd aber schadete der Provinz ein immer steigender Zug nach dem Westen; die Landbevölkerung verringerte sich, selbst Bauernsöhne kehrten von ihren auswärtigen Garnisonen nicht immer heim; Gemeindeabgaben, die in kleinen Städten doppelt so hoch waren wie in Berlin, förderten den Abzug. Der Besitzwechsel mehrte sich ungesund, und Versuche innerer Kolonisation sind zwar notwendig, sollen aber in ihrer Wirkung nicht überschätzt werden. Überall waren Pläne zur Verbesserung der Mißstände im Gange; das alles zerstörte der Krieg. Ostpreußen muß wieder von vorne anfangen. „Wir aber an der Grenze waren auf die russische Gefahr vorbereitet, berechneten sie allerdings erst auf 1916,

empfanden dann aber den Ausbruch des Krieges wie eine Erlösung.“ Gerade in dem des Überfalls gewärtigen Ostpreußen hatte die Stärkung unsrer Wehrkraft Verständnis bei allen Parteien gefunden, die auf die ungeschützten Grenzen sahen.

Nun kam der Krieg und ins Land der Feind. Zunächst war ein allgemeines Schwanken, ob bleiben, ob fliehen. Der Oberpräsident war voller Anerkennung für die Männer, die auf ihrem Platz aushielten und es verstanden, mit dem Feind einen Modus vivendi zu schaffen. Er lobte aber auch an Rennekampf, daß er im Gegensatz zu echt russischen Generälen noch Reste seiner deutschen Kultur zeigte und streng auf Mannszucht hielt. Aber nirgends war eine Konsequenz im Verhalten des Feindes! Alles ging nach Willkür zu, hier roh und grausam, dort glimpflicher. In der Regel sollten Wohnhäuser verschont bleiben, alles andre aber verbrennen. Der inzwischen geendete General Sivers verfügte wörtlich, Deutsche und Juden sollten in Ruhe abziehen. Einzelne Russen zeigten sich sehr entgegenkommend. Ein Stabsarzt schrieb einem Siebzehnjährigen ins Attest, daß er erst 16½ Jahre alt sei, damit er nicht gefangen genommen wird. Anderseits verbrühte eine deutsche Frau ihrem Jungen mit kochendem Wasser die Füße, damit er nicht verschleppt werden konnte. Daß bei der Fluchtbewegung, die im allgemeinen glimpflich verlief, Versehen vorkamen, leugnete der Redner nicht, entschuldigte aber die Behörden damit, daß aus militärischen Gründen strengste Geheimhaltung nötig war, und daß deshalb kein Abzug von Menschen, Pferden, Vieh dem Feind bemerkbar werden

durfte. Deshalb war eine Vorbereitung beim zweiten Überfall im November trotz den Augustererfahrungen so wenig möglich wie im August.

Auch gegen den Vorwurf der Spionage verteidigte der Oberpräsident die ostpreussische Grenzbevölkerung entschieden; die Russen hingegen witterten hinter jedem ihnen unbekanntem technischen Apparat einen heimlichen Spion. Diese Spionenfurcht führte oft zu Mord und Totschlag, an den sonst niemand gedacht hätte. Mißverständnisse taten das ihrige; ein Russe, den man für vergiftet hielt, war am Übermaß von denaturiertem Spiritus gestorben. Der zweite Einfall fand nur ein Fünftel der Bevölkerung vor, etwa 150 000 Einwohner; davon sind 4000 teils ermordet, teils weggeschleppt worden; 10 000 Gebäude wurden verbrannt. Noch Ende März waren 300 000 Flüchtlinge außerhalb ihrer Heimat. Es wäre zu wünschen, daß sie bald zurückkehren könnten. Wenn sie auswärts zu Klagen Anlaß gaben, so möge man das mit ihrem trostlosen Schicksal entschuldigen.

Der Redner schilderte, unter welchen Mißständen die Behörden in ihren Ämtern arbeiten mußten. Manchmal saß der Landrat mit zwei Bürgermeistern an einem einzigen Tischchen. Manchmal arbeiteten sechs Büros in einem Saal. Der Oberpräsident hofft, diese Bedrängnis werde auch für Friedenszeit zur Genügsamkeit erziehen, man werde weniger elegante Rathäuser und Kreishäuser bauen. Denn man wisse nun: Es geht auch so!

Der Redner entwarf nun ein Zukunftsbild, wie alles wiederaufblühen müsse. Zunächst seien der Landwirtschaft die nötigen Arbeitskräfte zum Dreschen, zum Be-

stellen der Sommerfaat auf einer Million Morgen zu geben, Pferde- und Viehzucht sei aufzubessern, das Ackerland zu kultivieren. Handel und Gewerbe habe Aussicht, gerade durch den Wiederaufbau mehr zu profitieren als früher. Der Gedanke, den Ostkanal zwischen Masuren und der Weichsel zu legen, dürfe nicht aufgegeben werden; ebensowenig die Elektrifizierung der Provinz. Zuletzt reizte der Oberpräsident seine Hörer auf den ostpreussischen Kredit, der nach der Kriegsanleihe das Wichtigste sein werde, und versprach treuherzig pünktliche Rückzahlung; ein leises Lächeln schien Zustimmung und Hoffnung zu bedeuten. Zum Wiederaufbau hatten sich 500 Architekten gemeldet, und der Oberpräsident stand vor der Qual der Wahl, obgleich in jeder zerstörten Stadt ein Bauberater anzustellen ist. Man möge auch nicht im Reich allen alten Schund und Ladenhüter nach Ostpreußen schicken; von abgelegten Sachen seien nur Kleider willkommen. Die Bayern waren in der Sorge für das neue Ostpreußen mit gutem Beispiele vorgegangen.

Batocki kam auch auf die Frage: Wie es später mit dem russischen Nachbar zu halten sei, und meinte, man solle den lebenden Gegner ebenso menschlich behandeln, wie man jetzt das Grab des Toten pietätvoll behandelt. Aber auch innerhalb des eigenen Volkes wollen wir uns — mahnte er — nicht wieder Schufte nennen, solange Ostpreußen noch nicht wieder in Blüten steht.

Wie zu Anfang seiner frischen, herzhaften Rede, so sprach der Oberpräsident auch am Ende den Dank der Provinz für Hilfe von ganz Deutschland aus und schloß

mit Versen des gefallenen Königsberger Dichters Walther Heymann: „Ostpreußen, einsames Land usw.“

Die Hörerschaft ging mit dem Gefühle auseinander, für eine Sache des Herzens den klassischen Zeugen gehört zu haben.

Steinerne Patenkinder

Als ich während der Monate April und Mai fünf Wochen lang kreuz und quer durch die verwüstetste unsrer Provinzen reiste, war das Schrecklichste schon vorbei: Flucht und Zerstörung. Die Winterschlacht in Masuren war gewonnen, der nachträgliche Einfall in Memel führte unsere Truppen siegreich auch nach Norden über die litauische Grenze hinaus, vereinzelte Fliegerbomben wiederholten nicht ihr grausames Spiel, weil ihnen sofort unsererseits sehr wirksam durch eine Art von Gegenbesuch erwidert wurde. Der heimkehrende ostpreußische Flüchtling stand vor überwundenen Gefahren. Aber er stand und steht vor Aufgaben, unter deren schwerem Drucke sein Haar noch mehr ergrauen wird.

So manchen Landmann sah ich, als er zum ersten Male wieder sein Auge auf den eigenen Grund und Boden senkte. Nach Monaten sorgendster Sehnsucht betrat er wieder seinen Hof. Das alte Storchepaar, das ihm zuvor gekommen war, hatte seinen Stammsitz nicht mehr gefunden, das Giebelbach war mitsamt der ganzen Scheune zusammengestürzt. Aber die klugen

Vögel wußten sich zu helfen. Nach einigem Hin- und Herflattern bauten sie drüben auf einem hochragenden Mauerstumpf ihre neue Wohnung, von der aus ihre Schnäbel freilich immer nach der Richtung zur alten wiesen. Als dies der Herr des Hofes entdeckte, mußte er still für sich hin lächeln. Dann murmelte er: „Was bleibt mir anders übrig, als es ebenso zu machen wie meine Störche.“ Und zur selbigen Stunde ging er an die Arbeit. „Zum Begräumen des Schutts und der ausgebrannten Balken muß mir der Landrat gefangene Russen verschaffen.“ „Nächstens brauchen wir Bretter für Baracken.“ „Ein paar Gespanne müssen irgendwo hergeholt werden.“ „Mein Vieh ist gestern in Pommern verladen. Hoffentlich kommt es bald.“ „Ehe meine Frau wieder da ist, muß der Kochherd gefeßt sein!“ Dann ging er hinaus, um nach den Wintersaaten zu sehen, aber er sah nur Schützengräben, Unterstände, Drahtverhaue, zwar alle leer jetzt, aber weit und breit ins Feld gerammt. Kein Knecht begleitete ihn, kein Hund lief ihm nach, und wirklich war auch keine Kage da. Aber der Mann ging und stand auf seinem Eigentum. Nun wollte er an die Arbeit. Doch so nüchtern er ist, er hörte um sich herum die grauen Schwestern raunen, eine grauer als die andre: „Ich heiße der Mangel“, „Ich heiße die Sorge“, „Ich heiße die Not.“ Nur die vierte der Schwestern — die sitzt allein dem Feind auf dem Fell.

Er mußte daran denken, was ihm sein Vater aus dem Notstandsjahr 1867 zu erzählen pflegte. Damals war vom April bis in den Oktober fast unaufhörlich ein leiser, stiller, dünner Landregen niedergegangen. „Es goß Bind-

faden“, sagten die Ostpreußen. Alles faulte auf dem Halm. Es gab nichts zu ernten, nichts zu säen. Das Land erkrankte. Der Wohlstand nährte sich von Resten des früheren Jahres, durch Raten und Rabatten der Armut schließlich eine Seuche: der Hungertyphus. Da regte sich überall das Mitleid. Bis über den Rhein hin sprangen die Sammelbüchsen auf. So zerrissen Deutschland ein Jahr zuvor gewesen war, so einig war es nun, dem armen Bruder dort oben, dem das Wasser bis an den Kragen stieg, zu helfen. Alle Gegensätze in Süd und Nord versöhnte dieser Jammer. Aber schon der Vater, wenn er sich daran erinnerte, hatte gemeint: „Das Erbärmlichste von allem war, sich nicht selbst aus eigener Kraft aufrappeln zu können, sondern vor aller Welt als Bettler dazustehen, mit einer ausgestreckten Hand.“

Diesem Gefühle der Versämtheit bin ich jetzt wieder in Ostpreußen begegnet, an sehr hoher Stelle und bei kleinen Leuten. Neben ihrer Angst um Haus und Hof, um Weib und Kind quält es sie, daß zu ihrem Besten Kunstgenüsse dargeboten, Maiglöckchen verkauft werden sollen, daß mancher achselzuckend — halb zog es ihn, halb sank er hin — für sie in den Geldbeutel greift, mehr oder minder „gefieilt“. Darin empfindet der derbe Ostpreuße zu fein, also falsch. Er hat recht, wenn er nicht gern Almosenempfänger lärmender Vereinsmeiereien sein möchte. Aber er hätte unrecht, wenn er seine Sache nicht auf ganz Deutschland gestellt sehen wollte. 1867 war er das Opfer natürlicher Elemente, deren Sinn niemand verstehen konnte. Warum setzte der unbegreifliche Himmel alles unter Wasser? 1914 aber hatte der

Ostpreuße seine weltgeschichtliche Mission, seine vaterländische Pflicht. Sein langer Heimatstrich war das Bollwerk für ganz Deutschland, sein irdisches Gut stand auf der Schanze und verteidigte das ganze deutsche Volk. Seine Provinz war die Schädelstätte. Was er verlor und litt, das litt und verlor er im Namen aller Deutschen.

Nun ist der Würgengel verjagt, weiter als bis Ostpreußen kam er nicht. Nun atmet alles auf, nicht bloß am Pregel, sondern auch am Rhein und an der Donau. Nun kommt die Abrechnung, die Vergeltung! Nun ist es an den Brüdern, dem Bruder, der die Gefahr ertrug, Verlorenes wiederzugeben. Die Provinz hat Ansprüche an den ganzen preußischen Staat, an das gesamte Deutsche Reich. Aber die Erfüllung dieser Ansprüche werden sich die Regierungen mit den erkorenen Vertretern des Volkes einigen. Daß die Regierungen dazu willens sind, dafür bürgt ein sonnenklares Kaiserwort, woran nicht zu drehen und nicht zu deuteln ist: „Ich gelobe, daß das, was Menschenkraft vermag, geschehen wird, um neues frisches Leben aus den Ruinen entstehen zu lassen.“ So sprach der Kaiser und König am 16. Februar, als er in Masuren bei Feldmarschall Hindenburg war. Dem Staat und dem Reiche darf und soll von seinen verbürgten Pflichten nicht ein Lüttelchen abgenommen werden. Sie haben zu leisten, was sie können.

Aber damit ist es nicht genug. Auch jeder einzelne, der hinter dem Bollwerk im Sichern saß, hat des Bruders auf der Schanze zu gedenken, nicht durch Akte der Wohltätigkeit, durch hingeworfene Brosamen, sondern im Pflichtgeföhle der Solidarität. Wir alle zahlen in Ver-

sicherungskassen, damit dem Nachbar, dem das Haus verbrannt ist, geholfen werden kann. Hier überfiel von heute auf morgen den Nachbar aller preußischen Provinzen, aller deutschen Staaten ein wilderer Feind als Feuer und Wasser, unversehens. Hier ist die Versicherungskasse nachträglich zu gründen. Und wie die Staatspflicht, so muß die Volkspflicht zu einer großen, ganzen Gemeinsamkeit zusammentreten.

In seinem Berliner Vortrage über Ostpreußen wies Oberpräsident v. Batocki schon auf einen Plan hin, wie mit geschickter Rollenverteilung Deutschland am Wiederaufbau zerstörter ostpreussischer Orte mitzuwirken hätte. Urheber des gescheiterten und gütigen Gedankens ist der Schöneberg-Wilmersdorfer Polizeipräsident Freiherr v. Lüdinghausen-Wolff. Ihn unterstützte während der ersten Monate des Reisens Architekt Hugo Wagner. Beide haben engste Beziehungen zu Ostpreußen; Lüdinghausen war längere Jahre Landrat des Kreises Gumbinnen und ist Großgrundbesitzer im Kreise Gerdauen; Wagner stammt aus Stagutschen bei Insterburg. Lüdinghausen gründete in Wilmersdorf einen Kriegshilfsverein für die zerstörte Stadt Gerdauen und in Schöneberg einen ebensolchen Kriegshilfsverein für das Städtchen Domnau. Bald folgte auf seine Anregung Charlottenburg diesen guten Beispielen und nahm Soldau in seinen Schutz. Die Stadt Magdeburg, die ja selbst etwas von Zerstörtheit aus ihren Lilly-Tagen zu melden weiß, liebäugelte schon damals mit dem tapferen Johannisburg. Einen wichtigen Schritt weiter ging Regierungspräsident v. Schwerin in Oppeln. In seinem ober-

schlesischen Bezirk schuf er einen Kriegshilfsverein, der seine Fürsorge auch auf zerstörte Dörfer und Gehöfte ausdehnen will. Stadt und Kreis Lyck sind Patenkinder des Regierungsbezirkes Oppeln geworden. Zu diesen ersten Vereinen mußten sich nach Lüdinghausens Plane noch zahlreiche andere hinzufinden, wenn ganze Arbeit gemacht werden sollte. Denn mehr als zwanzig ostpreussische Städtchen liegen mehr oder minder in Schutt und Asche. Große Grenzortschaften, wie Schirwindt und Eydtkuhnen, sind so radikal vom Erdboden verschwunden, daß die Frage entstehen konnte, ob sie an gleicher Stelle wiederaufgebaut werden sollen. Auf dem Lande sieht es womöglich noch ärger aus: etwa fünfzehn Landkreise wurden von den Russen verwüstet, zehn andere mehr oder weniger durch den Krieg geschädigt. Sie alle brauchen Paten, die etwas leisten können. Es handelte sich also darum, die rheinisch-westfälischen Kohlenstädte, die hanseatischen Freistädte, das goldene Köln a. Rhein, Frankfurt und München, die sächsischen Industriezentren, kurz alle wohlhabenden Großstädte für den Plan zu gewinnen.

Unter dem Ehrennamen „Ostpreußenhilfe“ wurde ein Verband deutscher Kriegshilfsvereine für zerstörte ostpreussische Städte und andere Ortschaften gegründet, dessen vorläufige Geschäftsstelle in Schöneberg, Gothaerstraße 19 ist. Man kann sich gegenseitig in die Hand arbeiten. Wie das klassische Athen einst seine Schutgöttin hatte, so bekommt jede neu zu schaffende oder zu erneuernde kleine Kulturstätte des deutschen Ostens eine stolze Schutzpatronin, eine würdige Frau Pate. Jede von ihnen könnte ihrem Schützling etwas

vom eignen Gepräge geben, so daß es noch späteren Zeiten erkennbar wäre: hier hinterließ Nürnberg, dort Hamburg seine Spur und seinen Stempel. Diese stadtweltweit abgeforderten, reichsweltweit verbundenen Hilfsvereine möchten ihre Botschaft auch über das Weltmeer zu den deutschen Amerikanern senden. Überall sollen sie ergänzend eintreten, wo die Pflicht oder Macht des Staates nicht ausreicht. Wie die deutschen Alpensteiger im ewigen Schnee mit einem Heimatgruß in ihre Dresdner oder Leipziger Hütte eintreten, so werden später auch Vergnügungs-, Forschungs- und Entdeckungsreisende in das interessant gewordene Ostpreußen kommen und dort ihr Palladium finden. Wie vor siebenhundert Jahren deutsche Ritter aus allen Gauen des Vaterlandes über die Weichsel zogen, um den Heiden der preußischen Wildnis das Kreuz zu bringen, und oft genug den Namen ihrer Heimat, ihres Hauses dort ließen, so wird es künftighin unter der alten Ordensburg Gerdauen eine Wilmersdorfer Straße geben, zur alten Ordensburg Domnau wird eine Schöneberger Treppe emporführen, Soldau wird seinen Charlottenburger Platz haben. Als ich vor mehr als fünfzig Jahren auf der Klipperschule Heimatkunde lernte, gehörte Ostpreußen noch zu den „außerdeutschen“ Provinzen des Königreichs, dem es den Namen gegeben hatte. Jetzt sind dort Deutsche aller Stämme unter Hindenburgs Fahnen über die Grenze gegangen, und wenn das Friedenswerk der Erholung und Erbauung planmäßig über ganz Deutschland verteilt sein wird, so wird der Allmutter Germania ihr jüngstes, wahrlich nicht verwohntes Kind immer lieber werden.

Man hatte schon lange für Ostpreußen gesammelt, den geheiligten Boden der Hindenburgschen Siege. Doch das alles reichte nur aus, die augenblickliche Not zu lindern. Für die Zukunft war noch nichts geschehen. Ostpreußen aber muß, wie sein Oberpräsident sagte, wieder von vorne anfangen. Die unmittelbaren Kriegsschäden, soweit sie sich nachweisen lassen, wird der preußische Staat zu ersetzen haben. Ihm liegt es ob, Zerstörtes wieder aufzubauen, Geldverluste zu decken.

Weil Lüdinghausen Polizeipräsident ist, weil der erste, der seine Idee in Berlin öffentlich dankend verkündigte, der ostpreußische Oberpräsident war, kam der Irrtum auf, als sei die Unternehmung der „Ostpreußenhilfe“ eine Anregung des Staates, bezweckend, den Staat zu entlasten. Darüber ist jedoch jeder freie Bürger eines Besseren zu belehren. Diese Kriegshilfsvereine für Ostpreußen werden den Staat nicht entlasten, sondern seine Leistungskraft ergänzen. Wenn sich alle in einen Verband zusammenschließen, so wird es die Aufgabe dieses Verbandes werden, seine Arbeit von der des Staates abzugrenzen. Wenn sich der Staat als fürsorgender Vater bewähren muß, so konnte man sehr wohl die Hilfsvereine als Paten aufrufen. Freilich dürften es nicht Paten sein, die sich mit dem Hebammentaler begnügen und dafür den Gevatterschmaus genießen.

Auch führte das gute Wort Patenstadt wiederum zu Mißverständnissen. Man wußte: die Stadt Leipzig habe das Städtchen Hohenstein übernommen, die Stadt Bremen das arme Schirwindt, die Stadt Frankfurt a. M. den Löhener Kreis, die reiche Berliner Willenkolonie

Grunewald werde für Nordenburg, das Großherzogtum Sachsen für den Landkreis Preußisch-Cylnau sorgen, und weil bei diesen Verhandlungen Staatsminister, Oberbürgermeister und sonstige Gemeindevorsteher die Hand im Spiele hatten, so zog man daraus den falschen Schluß, diese Kriegshilfe sei von Amts wegen eine Gemeindeangelegenheit, an der der einzelne Bürger schon durch seine Steuerzahlungen beteiligt wäre. Dem ist nicht so. Wenn sich diesen Zwecken irgendein Stadtsäckel öffnet, so tritt die Stadt in die Reihe der Vereinsmitglieder und erwirbt keine größeren Rechte an das Vereinsgut und seine Verwertung, als jede mit dem gleichen Beitrag eintretende Privatperson. Das ganze, große Unternehmen beruht auf freier Pflichtenübernahme und freier Betätigung einzelner.

Unermüdetlich ist Baron Lüdinghausen in seinem Wilmersdorfer Landhause und in seiner Schöneberger Amtsstube tätig, das Werk zu verbreitern; überall wurden neue Paten gewonnen. So wird nach dem Beispiele des Regierungsbezirks Oppeln Regierungsbezirk Breslau für Stadt und Kreis Pilschallen, Regierungsbezirk Köln für den Neidenburger Kreis, Regierungsbezirk Minden für den Osteroder Kreis, Regierungsbezirk Merseburg für Stadt und Kreis Sensburg, die Provinz Schleswig-Holstein für den Tilsiter Landkreis eintreten. Der Regierungsbezirk Düsseldorf mit seinen mächtigen Industriestädten hat sogar vier Kreise auf sich genommen: Angerburg, Heilsberg, Oletzko, Weshlau. Die Stadt Kassel wird für Stadt und Kreis Stallupönen, der Landesverein des Herzogtums Braunschweig für Stadt und Kreis

Goldap, Dresden und Umgegend für Stadt und Kreis Darkehmen sorgen. Potsdam will sich einiger Kirchspiele der Rominter Heide annehmen. In Süddeutschland wird lebhaft gewirkt. Lange aber fehlte der geborene Protagonist dieses Reichsgedankens, die Reichshauptstadt.

Dann holte sie Veräurtes doppelt nach und erschien gleich zwiefach auf dem Plane, zwiefach, aber nicht zweit. Für allgemeine Wohlfahrtszwecke hatte sich — über das ganze Deutsche Reich erstreckt — der Verein „Metallsammlung gegen Kriegsnot“ gebildet. Er verfügt bereits über erhebliche Mittel, aus denen er einen eigenen Kriegshilfsverein begründen konnte. Er ist daher auf Spenden und Mitgliederbeiträge aus der Berliner Bürgerschaft weniger angewiesen. Er ist kein spezifisch berlinischer Verein, sondern hat nur seinen Sitz im Mittelpunkt des Reichs. An seiner Spitze steht wiederum Lüdinghausen, der frühere Landrat des Kreises Gumbinnen. Ihm ist es zuzuschreiben, daß der Fürsorge dieses interurbanen Metallvereins Stadt und Kreis Gumbinnen anvertraut wurden. Der ostpreussische Volksmund nennt das neugebaute, nämlich von Friedrich Wilhelm I. gegründete Regierungstädtchen Gumbinnen halb ironisch, aber nicht nur ironisch „Klein-Berlin“. Es hat einen hübschen Lindenweg, ein Geheimratsviertel und tut gern ein bißchen vornehm. So wird es sich auch durch diese neue Beziehung zur Reichshauptstadt besonders geschmeichelt fühlen.

Inniger verknüpft mit dem Altberliner Bürgertum, sozusagen dem nichtoffiziellen Berlin, dem freisinnigen und freigebigen Berlin, ist der Kriegshilfsverein für Stadt

und Kreis Ortelsburg, der am 8. Juni von Männern der Bürgerschaft, des Magistrats und des Beamtentums gestiftet wurde. An seiner Spitze stehen zwei ehemalige Landräte des Ortelsburger Kreises, die jetzt in Berlin tätig sind: Geheimrat v. Alizing und Oberregierungsrat v. Könne, ferner der ostpreußische Dichter Siegfried v. der Trenck und Geheimrat Professor Dr. Albert Mosse, der jahrelang in Königsberg am Oberlandesgericht und an der Universität wirkte und jetzt zu den Vätern der Stadt Berlin gehört.

Ortelsburg ist ein still bescheidenes masurisches Landstädtchen, das schon vor der Tannenberger Schlacht die Russenpfote zu spüren bekam. Als sein braver Bürgermeister Mey erfuhr, daß sich die Reichshauptstadt seine Gebiete auserkoren habe, meinte er: „Mir graut fast vor dem Reide der Götter.“ Er sagte es mit einem Blick auf alles, was der Götterneid schon vernichtet hatte. Im Städtchen Ortelsburg sind 156 Wohnhäuser und 321 Wirtschaftsgebäude zerstört, ferner das Seminar, die katholische Kirche, die Synagoge, eine Brauerei, eine Mühle. In 55 Landgemeinden oder Gutsbezirken wurden 743 Wohnhäuser und 1467 Wirtschaftsgebäude zugrunde gerichtet. Hinzu kommen Schulen, Mahl- und Sägemühlen, Meiereien. Geflüchtet waren von 69 600 Kreisinsassen etwa 55 000; davon stehen jetzt, zurückgekehrt, an dem Grabe ihrer Habe etwa 45 000. Es wurden 131 Menschen getötet, 104 verstümmelt, 22 geschändet, 200 verschleppt; diese schauerhaften Ziffern werden bei genauerer Berechnung noch steigen. Der Pferdebestand ging von 12 800 auf etwa 8000, der Rindviehbestand

von 38 800 auf etwa 20 000, der Schweinebestand von 33 000 auf 18 000 zurück. Aus dem Soll der Kreisabgaben im Betrage von 82 348 Mark für das halbe Jahr Oktober 1914 bis März 1915 konnten nur 8800 Mark eingezahlt werden. Der Gesamtschaden, den dieser Kreis erlitt, wird auf etwa 80 Millionen Mark geschätzt. Vor dem Kriege betrug die Anbaufläche an Getreide etwa 32 000 Hektar, für Kartoffeln 11 000, an Wiesen, Klee usw. etwa 26 500. Die Bestellung mit Wintergetreide litt unter dem zweiten Russeneinfalle; es ist anzunehmen, daß nicht viel von diesen Flächen bestellt wurde; die statistische Berechnung darüber schwebt.

Auf meiner ostpreußischen Reise bin ich in Ortelsburg nicht gewesen. Aber was ich in Lyck und Eydtkuhnen, in Darkehmen und Goldap, in Gerdauen, Stallupönen und Pillkallen sah, rückt mir diese vielberedten Ziffern in das schaurigste Höllenlicht. Nein wahrhaftig, an diesen Landstrichen haben die Götter der Unterwelt ihren Neid schon ausgelassen. Schlimmer können sie es nicht mehr treiben. Jetzt kann nur noch Gutes geschehen, und dazu ist auch die Bürgerschaft von Berlin da! Das Beispiel Berlins — dessen sind wir sicher — wird doppelt anfeuernd auf alle „Städte im Reich“ wirken, und wie es in Wilmersdorf geschah, so könnte auch anderwärts das Rote Kreuz die ersten Spatenstiche tun.

Freilich wird dann immer auch gleich nach der Art der Verwendung des Hilfgeldes gefragt werden. Im Vorstand des Berliner Kriegshilfsvereins für Ortelsburg wird kühl und knapp der Standpunkt vertreten: erst das Geld! Wozu es dient, wird sich finden, wenn

es da ist. Dieser altberlinisch nüchterne Standpunkt hat schon deshalb Berechtigung, weil die Privathilfe erst abwarten muß, was Staat und Reich tun können, um dann ergänzend beizuspringen. So muß auch anderswo die Lösung ausgegeben werden: während des Krieges einzusammeln, um nach dem Kriege auszugeben. Wie immer in Altberlin, ist man auch hier vorsichtig, vielleicht allzu vorsichtig gegenüber kühneren Plänen, die darauf bedacht sind, in das neu aufblühende Ostpreußen auch die lang ausgebliebenen Grazien einzuladen. Aber nicht alle Architektenträume werden reifen, auf manche ihrer Blüten wird der ostpreußische Winter seine Frosthand legen. Wer für Ostpreußen Baupläne entwirft, wird mit den dortigen Witterungsverhältnissen ebenso zu rechnen haben wie der ostpreußische Landwirt.

Mit dem Rechte der feurigen Jugend regt in Wilmersdorf und Schöneberg der Unternehmungsgeist schon freier seine Schwingen. Lüdinghausens Tatkraft ist ebenso erfrischend, wie Klitzings und Mosses Bedachtsamkeit beruhigend. Gartenstädtchen sollen erstehen — klein, aber mein! Kriegsinvaliden und Kriegerwitwen kommen ins Land und erziehen ein neues wehrhaftes Geschlecht von tapferen Männern und tüchtigen Frauen. Eine allgemeine Elektrisierung der Provinz, die der Staat übernimmt, werden die Vereine durch Anschaffung von Motoren und Maschinerien unterstützen. Für Wasserleitung und Kanalisation wäre in den Städten, für besseres Wasser auch in den Dörfern zu sorgen. Dem Heimatschutz soll sein Recht werden, in Stadt und Land soll sich das Ortsbild verschönern, die alte schlichte hei-

mische Bauart soll wieder zu Ehren kommen. Die gemeinnützigen Aufgaben der kleinen Städte und Landkommunen sollen durch Geld unterstützt werden. Der kühner gewordene Traum sieht Volksbäder und Volksbüchereien, Spielplätze und Bildungsabende, ja vielleicht sogar in jeder Stadt eine Saalbühne, die reisenden Truppen im Ausmaße immer denselben Schauplatz stellt. Während seit zwanzig Jahren jährlich 20 000 Ostpreußen auswanderten, will die Provinz jetzt ein Asyl für Fremde werden, wie einst für Hugenotten, Schotten und Salzburger. Durch Gesellschaftsreisen, Schülerfahrten, Schilderung in Wort und Bild ließe sich die Liebe zur Ostmark im deutschen Volke verbreiten. Die Hilfsvereine müssen mit dem Schußlande immer in engster Fühlung bleiben, und an der Spitze ihres Verbandes wird der ostpreußische Oberpräsident stehen. Von diesem im Lande selbst wirkenden Mittelpunkte soll auch die Ausführung der Bauten, die Gestaltung der Pläne nach technischer, wirtschaftlicher, sozialer, künstlerischer Hinsicht überwacht werden. Vielleicht könnte der Verband auch Baugenossenschaften ins Leben rufen, wie deren eine schon vor dem Kriege in Neidenburg bestand.

Alles dieses zu schaffen vermag nur ein großer Verband sämtlicher Kriegshilfsvereine für Ostpreußen. Mögen einzelne Städtchen von einzelnen Städten individuell behandelt werden, möge man wirklich beispielsweise daran denken, die Ruinen von Schirwindt in ihrem Jammer zum ewigen Gedächtnis stehen zu lassen und den neuen Ort daneben zu bauen — es werden

auch einheitliche Ziele zu verfolgen sein, und ihnen gehört das Bündnis der einzelnen Vereine. Im klugen Wechsel von Einheitlichkeit und Mannigfaltigkeit wird man auch der künstlerischen Seite des Wiederaufbaues am gerechtesten werden.

Seitdem mir von diesen Plänen einiges bekannt geworden ist, fühle ich mich zugleich als Ostpreuße und als Wilmersdorfer gehoben. Wir selbst leben ja in Wilmersdorf auf Neuland. Wir sehen bei jedem Spaziergang, wie Städte werden, Städte wachsen. Es mag nicht ohne günstige Vorbedeutung sein, daß gerade hier so fruchtbare Erneuerungsgedanken aufkamen und zur ersten Tat reiften.

Gerdaunen und Wilmersdorf

Im Oktober erließ der Gerdauer Etappenkommandant einen Hilferuf, den der Kriegsauschuß der Vereine vom Roten Kreuz in Wilmersdorf und Schöneberg sofort erhörte. Die Mittel flossen so reichlich zu, daß neben Gerdaunen auch Domnau bedacht werden konnte. Die wohlthätige Bevölkerung der beiden Nachbarstädte teilte sich in einen Schöneberger Kriegshilfsverein für Domnau und in einen Wilmersdorfer Kriegshilfsverein für Gerdaunen. Mit 50 000 Mark fing jeder der beiden Vereine an. Jeder muß es aber auf die doppelte Summe bringen, bevor nach Friedensschluß die eigentliche Tätigkeit beginnen kann. Man will vor allem bewohnbare Häuslich-

keiten schaffen und dadurch zur Ansiedelung reizen. Man will die engen, stinkigen Nebengassen der alten Bauart meiden und vor den Toren der Städtchen eine Siedelung von Einfamilienhäusern mit Ruggärtchen und Stalung zu drei verschiedenen Klassen einrichten. Man darf sich das nicht im Umfange der Großberliner Gartenstädte denken; für Gerdaunen zum Beispiel würden etwa 37 solcher Besitztümchen genügen. Neben wirtschaftlichen und gesundheitlichen Rücksichten soll die harmonische Einfügung in das Stadt- und Landschaftsbild maßgebend sein und dem übrigen Wohnungsbau zum Vorbilde dienen. In diesen halb ländlichen Siedeleien sollen auch Kriegsinvaliden und Kriegswitwen ihr kleines Heim begründen können. Bei geringer Anzahlung (zehn Prozent der Gesamtkosten) soll es ihnen möglich werden, auf eigenem Grund und Boden vorwärtszukommen. „In inniger Fühlung mit der Natur aufgewachsen, unter den Augen der Mütter auf eigener Scholle zur Arbeit angehalten, wird der Nachwuchs zu einem Stamm gesunder Männer heranreifen, wie das Vaterland sie braucht, ihrer Väter wert.“ Das ist die Hoffnung.

Am 23. März kam der Bürgermeister von Gerdaunen nach Wilmersdorf, um der Schutzstadt den Dank des Schützlings zu bringen. In einer Vereinsitzung des Wilmersdorfer „Roten Kreuzes“ erschien die hohe Gestalt dieses würdigen Stadtvaters. Als ich ihn vor Beginn der Versammlung am Vorstandstische sah und Wilmersdorf von Gerdaunen noch nicht recht zu unterscheiden wußte, hielt ich ihn für einen der schwersten Autochthonen von Wilmersdorf, für einen, dem einmal die halbe Wilhelmsauwe gehört hatte. Man

glaube nicht, daß Kleinstädter immer kleinstädtisch aussehen oder wirken. Allerdings zeigt der Bürgermeister von Gerdauen keine moderne oder gar modische Eleganz. In seinem schönen, langen, grauen Bart ist das Jahr 1848 sitzengeblieben. Früher konnte man sich einen Gemeindevorsteher oder Vereinsvorsitzenden ohne Obmannsbart und Oberhaupthaar nicht denken. So erwartete ich auch jetzt, diese Präsidentenfigur werde das Glockenzeichen zum Anfang der Sitzung geben. Aber er war nur ein bescheidener Gast, der danken und bitten wollte.

Wir befinden uns in einer Zeit, da Erlebnisse zum Kunstwerk werden, ohne daß eine Künstlerhand daran zu rühren braucht. Das Oberhaupt von Gerdauen ist gewiß sonst kein Meister der Beredsamkeit. Auch diesmal verwandte er nicht die geringste rhetorische Kunst. Er sagte nur: „Dank, tausendfältigen Dank,“ bat zuletzt um einige Baracken für seine Wohnungslosen, und zwischendurch erzählte er, was sich begeben hatte. Aber er hatte noch nicht fünf Minuten gesprochen, da schneuzten sich in der Aula weit und breit alle Männernasen, und die Schnupftüchlein der Frauen überraschte ein warmes Bad.

Er schilderte, wie still und ruhig es alle die Jahre hindurch in Gerdauen auf Markt und Gassen gewesen sei, wie langsam das Städtchen wuchs, mit welchem Stolz er nach der letzten Volkszählung die Ziffer 3800 ins Stadtbuch geschrieben habe. Da plötzlich, Ende Juli, wurde es lebendig. Truppen auf Truppen zogen hindurch von Osten nach Westen, von Westen nach Osten. Freiwillige

meldeten sich in Scharen, alle Reservisten eilten herbei. Als das vorüber war, kamen Züge andrer Art: Flüchtlinge in unabsehbaren Massen, aus den östlichen Kreisen Goldap, Darkehmen, Angerburg. Mit diesen Mengen entschlüpfte unversehens auch ein Teil der Bürgerschaft Gerdauens.

Eines Abends traf der Bürgermeister auf dem Bahnhof den Reichstagsabgeordneten für Gerdauen.

„Na, Herr Baron, nu wird es wohl auch bei uns bald losgehn?“

„I wo doch! Is ja Unsinn das Weglaufen! Se haben Ihre Gerdauer schlecht gezogen, Burgemeisterchen!“

Beruhigt kehrte der Bürgermeister heim, tröstete seine Frau, eine alte Dame von 65 Jahren, und Glocke zehn, als der Nachtwächter pfiß, legten sich beide schlafen.

Eine halbe Stunde später klingelte das Telephon! Befehl vom Korpskommando: „In einer Stunde ist der Ort zu räumen! Der Zug wartet auf dem Bahnhof!“ Und wirklich fuhr der Zug ab! Alle Waggons überfüllt! Lauter Viehwagen! Hinter dem Zug her donnert und kracht es! Jeder Meter Schiene, der befahren ist, wird gleich darauf zerstört, jede Brücke, die passiert ist, wird sofort gesprengt. Nach dreistündiger Fahrt, im ersten Morgengrauen, ist man in Königsberg. Dann heißt es: Raus aus Königsberg! Nach sechszwanzigstündiger Fahrt, bei einem einzigen Löpschen Kaffee, ohne jede sonstige Nahrung, ist man in Danzig. Nach zwei Tagen heißt es: Raus aus Danzig!

Bei Lauenburg in Pommern findet sich endlich ein

Unterkommen vom 26. August bis zum 13. September. Dann wird der Bürgermeister telegraphisch zurückberufen. Am 15. ist er wieder in Gerdaun. Zehn Uhr abends kommt er an, ohne seine Frau. Noch in der Nacht geht er durch sein stoßfinstres Städtchen. Der Nordteil heruntergebrannt! „Die Mauernstümpfe schreien gen Himmel...“ „Meine Gasanstalt“ — hier versagt ihm die Stimme.

Allmählich finden sich weitere Flüchtlinge ein. Die Bahn verkehrt wieder bis zur Stadt. Es kommen auch drei Schlächter und Bäcker. Aber es fehlt Mehl, es fehlt Fleisch. Vor allem fehlen Wohnungen. Von Königsberg kommt Geld. Aber Geld kann man nicht essen, man kann darin nicht schlafen. Endlich kommen Baracken. Aber noch jetzt hat nicht jeder sein Dach über dem Kopf. Zuletzt bat der Bürgermeister von Gerdaun die Wilmersdorfer Schutzpatrone um ein paar Baracken.

Sofort sprang der Polizeipräsident Baron Lüdinghausen vom Sitz auf. Er hatte schon vorher ein wahres Werbegenie entfaltet. Jetzt konnte er nur nein sagen:

„Die Gerdauner Fonds müssen für die Zukunft aufgespart werden. Aber — da ganz hinten im Saal sitzt Herr Bürgermeister Peters! Ich weiß, der hat noch Baracken! Und nun, heraus mit dem Klingelbeutel! Die Liste geht durch den Saal! Zeichnen Sie, meine Herrschaften, zeichnen Sie — zum Besten des Kriegshilfsvereins Wilmersdorf für Gerdaun!“

Kupfer und Messing

13. September 1915

Heute früh erklärte mir meine Frau, sie werde auf das Rathaus fahren und alles abliefern, was an Kupfer, Messing und Nickel bei uns vorhanden ist. Darauf zog ich die Börse und gab ihr alle meine Nickelgroschen. Sie steckte dieses Geld ein, aber schätzte es gering. Nun fragte ich in meiner Weltfremdheit: „Könnten wir nicht unser schönes Messing und Kupfer durch Silber und Gold ablösen?“ Da — bekanntlich verstehen Frauen keinen Spaß — loberte ein edler Zorn in ihrem Antlitz auf. Innerhalb der Schranken des gebildeten Umgangs fuhr sie mich an: „Was? Schämst du dich nicht? Du hast noch Gold im Beutel? Her damit!“ Nur allmählich konnte ich ihr beibringen, daß es bildlich gemeint war. Ich hatte nicht an Gold, nur an Goldeswert gedacht. Zur Bekräftigung dessen zog ich aus der Brieftasche meinen letzten Hundertmarkschein. Sie steckte ihn ebenfalls ein. Aber auch ihn schätzte sie gering. Sie bestand auf Kupfer und Messing.

Nun vermehrte sich die Zahl ihrer Augen. Durch mein Zimmer begann ein Raubzug. „Das Lintengeschirr ist von Kupfer — her damit! Diese zwei Leuchter sind aus Messing — her damit!“ Jeden der beiden Leuchter faßte sie mit einer Hand am schön gerundeten Griff, hob, wog und vermochte kaum die Doppellast zu halten. So massiv und schwer waren sie! Meine Frau sprach entzückt: „Darauf wird das Vaterland stolz sein!“

Jener alte, weit und breit berühmte Gelbgießer, der

diese Leuchter für meine Urgroßeltern gefertigt hatte, war von dem Grundsatz ausgegangen: „Ein Leuchter darf nicht wackeln.“ Die beiden alten blißblanken Knaben haben nie gewackelt und gewankt. Sie haben treu gedient bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts. In unzähligen Nächten geleiteten sie mich, bald früh, bald spät, hinüber in jenen Zustand des Einschlummerns, von dem sie am nächsten Morgen ebensowenig etwas auszusagen wußten, wie ich selbst. Dann kam das zwanzigste Jahrhundert; auch in der Nähe des Kopfkissens durfte der elektrische Draht aufglühen. Nun wurden meine beiden Erbstücke in einen hochgeachteten Ruhestand versetzt.

Ungeklärt, bloß öfters abgeputzt, durften sie alter Lage gedenken. Sie erinnerten sich noch der Zeit, da das Talglühlicht die Sonne der Nacht war. Sie erinnerten sich noch an die Puschchere, die blakende Flammen „schneuzte“. Sie erinnerten sich noch an das „Profitchen“, das man in ihre Höhlung steckte, wenn die Kerze zur Neige ging. Es war ein lieberliches Ding, dieses Profitchen, denn es ließ sich nie recht festhalten, klapperte fortwährend, wankte und wackelte sogar. Wenn es aber einmal gediehen war, so nannte man es mit einem guten deutschen Worte den Leuchterknecht.

Diese hundertjährigen Erinnerungen nahm meine Frau unter den Arm und trug sie zu allerhand Leekesseln, Aschbechern, Untersätzen und anderem neuzeitlichen Proletariat. Mit gefalteten Händen sah ich ihnen nach. Dann griff ich zur Feder, tauchte sie ins Tintenfaß und begann, meinen zwei Messingleuchtern die Grabchrift zu dichten. Ich kam nicht weit. Schon wieder stand, mit leeren Händen,

meine Frau am Schreibtisch und schwelgte: „Dein Lintenzug ist echtes Kupfer. Das wird den Kaiser freuen!“ Der schön herausgetriebene Kupferuhu auf dem Deckel, dieser Vogel meiner Weisheit! Diese Weisheit meines Vogels! Dahin! Dahin! Futsch!

In einem Reiseforb feierten mein Messing und mein Kupfer ihr nächstes Wiedersehen ohne mich. Dann wurden sie allesamt zum erstenmal in ihrem Leben auf ein Rathaus gebracht. Ich aber tauchte meine Feder roh und kulturlos in die große Lintenflasche. Aber ich kannte meine alte Feder schlecht. Sie spritzte hoch auf. Sie sträubte sich. Plötzlich war sie mitten durch gespalten. Aus Sehnsucht nach ihrem kupfernen Uhu war dieses Herz von Stahl geknickt.

Ich aber, der ich zwanzig Jahre lang aus dem Eulenzauch Millionen bezahlter Druckzeilen herausholen durfte — ich Undankbarer hab es überlebt. Im Augenblick der Trennung stieg sogar ein heroisches Gesicht vor mir auf. Mein Kupfer und mein Messing sind zu einem einzigen Geschloß verschmolzen. Damit läßt ein dästiger, bärtiger Landsturmmann das Gewehr. Es knallt: der letzte feindliche Soldat, der letzte Besiegte liegt am Boden.

Kriege und Dichter

Vier große Kriegsepochen erlebte Deutschland während der letzten drei Jahrhunderte. Die Wirkung auf das dichterische Schaffen war jedesmal anders: bald ver-

nichtend, bald belebend. Als der Dreißigjährige Krieg begann, waren die beiden größten Dichter der Renaissance erst seit zwei Jahren tot: Cervantes und Shakespeare. Auch ihr Genie war nicht vom Himmel gefallen. Auf breiter Grundlage stieg die Pyramide empor, deren Spitze sie waren. In Deutschland, das ja immer etwas später kam, als die andern, war man damals erst beim Grundlegen einer neuen Poesie.

Das Mittelalter war erledigt. Das Volk verlernte die Mundarten, in denen sein Singen und Sagen erklang. Erst Luthers Bibelübersetzung schuf aus dem Kerne der Volkskraft heraus eine neue Sprache, in der sich nun schon wieder dichten ließ. Und neues Leben wollte neuem Dichten Stoff geben. Ungefähr zu derselben Zeit, da der britische Shakespeare starb, bereitete sich alles vor, einen deutschen Shakespeare zu empfangen. Da kamen die dreißig Jahre. Wie sie Deutschlands Äcker und Städte verwüsteten, so zertrümmerten sie auch den literarischen Pyramidenbau, der nun schon von allen Seiten her zur Spitze emporstrebte.

Nach dem Westfälischen Frieden sah die deutsche Poesie aus wie jetzt ostpreußische Dörfer, in denen Kosaken gehaust haben. Nur ganz allmählich arbeiteten wackere Schulmeister und Gouvernanten der Literatur, von Schreibstuben aus, am Geschmaek, am Urteil und auch an neuen Werken. Aber nicht nur der deutsche Shakespeare blieb aus, auch der britische selbst wurde bei uns ebenso verschmäht wie in seinem eigenen Vaterland.

Dann stand Friedrich II. von Preußen, der in diesem Punkte nicht kundiger war, schon zwischen seinen Schle-

fischen Kriegen. Und mitten im Siebenjährigen, im Hauptquartier Lauenziens, in der Hauptstadt der eroberten, auch für die deutsche Literatur so wichtigen Provinz Schlesien begann Lessing seine „Minna von Barnhelm“ zu dichten, die auch „Das Soldatenglück“ heißt. Im Hintergrunde des großen Werks ragt die Größe des preußischen Königs. Friedrich legte diese unsterbliche Huldigung des ersten deutschen Dichters zu den Alltagschmeicheleien und verachtete nach wie vor die deutsche Literatur. Trotzdem half gerade er ihr zur Größe, weil er dem deutschen Leben einen Grund und einen Geist gab. In seiner Nähe fanden sich schon junge Männer, die über den Tod fürs Vaterland philosophierten und auch den Tod fürs Vaterland freudig starben, wie der Dichter Ewald v. Kleist, das Urbild des Lessingschen Tellheim.

Vaterland aber und Staat verdichteten sich in einer Persönlichkeit, die der erste Diener des Staates sein wollte und doch ein Held war, ein Führer, ein Reformator. Vor jungen Dichteraugen stand der große Mann mit seiner großen, ins Ganze wirkenden Lat. Da brach ein Aufruhr los, ein heiliges Feuer, ein heiliger Frühling, ein Sturm und Drang. Und mitten in dieser knospenden Jugend erwachte Goethe. Im preußenfeindlichen Frankfurt war schon der Knabe „französisch gesinnt“. Diese Gesinnung hielt vor, als der Jüngling aus deutscher Vergangenheit jenen ritterlichen „Götz“ hervorholte, dem Freiheit wie himmlische Luft ist, der aber mit dem Hoch auf die Freiheit das Hoch auf den Kaiser verband. Auch hier blickt man hindurch zu dem großen Preußenkönige,

der sein Volk frei gemacht hat. Der junge Goethe berührt hier den Kernpunkt nationaler Hoffnung mit einer Kraft, die aus dem Mute kommt. Diesen Mut gaben die Erfolge Friedrichs. Daß der Alte Fritz die Leiden des jungen Werthers ebenso gering schätzte, wie unser Kaiser manches moderne Werk, welches andern wichtig und wert ist, tut nichts zur Sache. Mit all seiner Bildung, seinem Geist, seiner Belesenheit war Friedrich kein literarischer Geschmacksführer. Die Literatur entwickelte sich gegen sein Urteil. Aber er selbst wurde ein Stück deutscher Poesie. Sein Ruhm geht um in den Gedichten der Zeit, z. B. in Bürgers „Lenore“. Da kamen Löhne von einer äußeren und inneren Stärke, die vor dem Siebenjährigen Kriege so wenig denkbar waren, wie der ganze Goethische „Götz“. Nun war es schon derselbe Lenorendichter, der sich an eine kongeniale „Macbeth“-Übersetzung wagen durfte.

Gerade im Zeitalter der Laten dürfen wir Shakespeare nie wieder verlieren. Sein Beispiel lenkt die Kraft der Ereignisse auf die dichterische Kraft über. Man spürt es noch am jungen Schiller, dessen „Räuber“ von derselben Prager Schlacht wissen, wie Bürgers „Lenore“. Und seitdem blieb Shakespeare in Germany siegreich. Dieser eine Brite eroberte unser Land und behauptet sich darin fester als in seiner Heimat.

An der Hand Shakespeares ging der junge Schiller den Weg vom Siebenjährigen Kriege zur großen Revolution, die auch in „Kabale und Liebe“ noch wetterleuchtet. Französische Jacobiner wollten den deutschen Dichter annectieren, indem sie ihn zum Citoyen Gille

ernannten. Aber sie irrten sich. Gille schraf vor der Schreckensherrschaft ebenso zurück, wie Goethe. Es ist ja nicht deutsche Sache, Königspaare zu köpfen. Schillers Freiheitsideal versank im Blute der Gemordeten. Der Dichter verstummte. Er ergab sich philosophischen und historischen Forschungen, um mit dem Weltlaufe besser zurechtzukommen. Vor dieser langen Pause ließe sich aus Carlos und Philipp noch der junge Kronprinz von Preußen und sein Vater Friedrich Wilhelm I. herauswittern. Nach der langen Pause steigt, von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, das schwankende Charakterbild Wallensteins empor.

Ist es Wallenstein? Oder — ist es Napoleon Bonaparte, der den Pechkranz schleudert in das brennende Gebäude der Welt? Das Werk des großen Friedrich zertrat der große Napoleon; vom Siebenjährigen Kriege konnte auf die Dichter fortan nichts mehr wirken. Schon melden sich Vorzeichen des Kampfes gegen den Todfeind. Es gilt, die Welt vom Tyrannen befreien. Schiller erlebte es nicht mehr, daß auf den Schlachtfeldern seiner stillen Studienstadt Jena Deutschland so zugrunde ging, wie man es 1914 wieder zugrunde richten wollte. Aber in Schillers Werken kocht schon die kommende Zeit.

Seinen träumerisch-wortkargen Schweizer stellt er schon vor das schwerste Problem der Zeit. Es ist die Frage nach der sittlichen Befugnis, nach der patriotischen Pflicht zum Tyrannenmorde. Was der schönen Habsburgerin zu Paris die Guillotine angetan, das sollte einem deutschen Schwerte verboten sein gegen den Metzger des Vaterlandes? Auf dem Wege nach Rößnacht,

in der hohlen Gasse, lauert mit seinem nie irrenden Pfeile Tell auf ein edles Wild; gleich darauf hebt das ärmste Weib aus dem Volke, auch ein zur Hyäne gewordenes Weib, ihre zerlumpten Kleinen jubelnd in die Höhe: „Seht, Kinder, wie ein Wüterich verscheidet.“ Dann zieht Tell, sei er Befreier, sei er Mörder, heim durch sein befreites Land. Auf der Schwelle seines Hauses, inmitten der Reinheit von Frau und Kindern, begegnet ihm der andre Meuchelmörder, der die gleiche That, wie er, vollbrachte. Aber aus unbezähmter Ehrsucht und Machtbegier. Tell weist ihn weit von sich weg. Erst dadurch verteidigt er seine eigene That. Mag man ihm recht oder unrecht geben, mag bei diesen unterscheidenden Gründen Tells Gewissen gut oder schlecht bleiben — der Ethiker Schiller hinterließ der deutschen Jugend das Vermächtnis, auf Tyrannenmord zu sinnen. Und was war der Landvogt von Schwyz und Uri gegen Napoleon? Schiller war wirklich ein Prophet. Bevor er starb, ahnte er das Kommende.

Unter denen, die kamen, war einer, den wir heute neben Goethe und Schiller stellen: Heinrich v. Kleist. Ihn zerrüttete der zweifelnde Plan, mit eigener Hand die Tellthat zu tun. Er hat gewollt. Er hat es nicht vollbracht. Aber aus seinen Versen stürzt es hervor wie zorniges Blut:

Schlagt ihn tot! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht.

Und mitten in der Verwirrung seines Gefühls, im Tumult seines ganzen Wesens fand dieser unbändigste aller Dichter die gebändigste Kraft zu zwei großen dra-

matischen Meisterwerken, in denen das deutsche Herz jener Zeit schlägt. Im „Prinzen von Homburg“ gab er die Erziehungsgeschichte des preußischen Staates, die sich bald darauf durch das „Volk in Waffen“ bewähren sollte. In der „Hermannschlacht“ zeigte er das deutsche Volk und den deutschen Helden, das Joch der Fremdherrschaft von sich schüttelnd. Wie zur Zeit Friedrichs des Großen bestand auch jetzt wieder zwischen dem überragenden Einzelnen und der Masse kein Gegensatz, sondern eine demo-aristokratische Einheit. Das alles war der Ausdruck dessen, was geschehen mußte.

So kam die Hermannschlacht bei Leipzig. Dann Elba, dann der jämmerliche Wiener Kongreß, dann Waterloo, dann Saint Helena und dann — nichts! Keine der nationalen Hoffnungen, ja Versprechungen wurde erfüllt. Das Vaterland war befreit, aber nicht frei. Das schlug auch die Dichter in Ketten. Hatte der Siebenjährige Krieg eine große Poesie zur Folge, so hatte der Befreiungskrieg nur dieselbe große Poesie zur Voraussetzung. Die Not von Jena und Lützen lehrte noch dichten. Der Siegeszug nach Paris machte stumm und starr. Die letzten Romantiker suchten nach alten Volksliedern und Märschen; eine große wissenschaftliche Forschung versenkte sich in die deutsche Vorzeit. Der lebendige Tag erlosch. In den blühenden Linden piff ein Spottvogel; bald schluchzend wie die romantische Nachtigall, bald tirilierend wie die Lerche im frischen, neuen Morgenrot; es war aber doch ein Spottvogel: Heinrich Heine.

Aber einer war auch noch lange da, der sich alle diese kriegerischen Jahrzehnte über fern vom Schuß ge-

halten hatte, an alles eher dachte als daran, Napoleon zu ermorden, den einzigen Mann, der ihm imponierte! Einer war da, der durch Leipzig und Waterloo kaum bewegter schien als durch Austerlitz und Jena, der über mineralogischen Untersuchungen saß, während die Jugend ihr Blut verströmte, und der doch von allen das höchste Herz hatte. Einst frölich gesinnt, einst Freiheit atmend wie himmlische Luft, setzte er noch zehn Jahre nach Napoleons natürlichem Tod an den Schluß seines Lebenswerkes den letzten Schluß seiner Lebenserfahrung und Lebensweisheit.

1771 war vom jungen Goethe der „Götz“ gedichtet, 1831 bekannte sich der alte Goethe durch den alten Faust zu dem Wunsch: „Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.“ Sechzig Jahre lagen dazwischen. Wie ihm nichts fremd geblieben war, so hatte er auch Feldzüge mitgemacht und war zuweilen „kriegerisch siegerisch“ gestimmt gewesen. Wenn heute unsere deutschen Mädchen an ihre Wehrpflicht denken, so fällt ihnen vielleicht Egmonts tapferes Märchen ein und ihre Sehnsucht nach dem „Glück sondergleichen, ein Mannsbild zu sein“. Auch an die mannhaften Heldenjungfrauen von 1813 konnte sich der Weimarer alte Herr gewöhnen. Aber sein Geist stand doch auf das Weltganze gerichtet, und so unnatürlich, wie eine Frau im Waffenrock, erschien es ihm, daß sich Kulturvölker nicht miteinander vertragen konnten. Seine letzte Botschaft an die Menschheit ist: „In dem Allverein selig zu sein“. Aber dem unfrei gebliebenen deutschen Volke blieb auch der zweite Teil des „Faust“ in seiner Unermeßlichkeit ein Buch mit sieben Siegeln.

Die landläufige Poesie hängt sich in das Schlepptau politischen Parteigängertums und mußte daher mit dessen Tagestendenzen krepieren. Das kriegslyrische Geplänkel um 1848 entsprach jenen kriegerischen Plänkelleien nach 1848, die Goltz-Pascha Operettenkriege nennt. Damals gab der Historiker Gervinus den verzweifelten Rat, Schluß zu machen mit der deutschen Poesie und sich ganz allein auf die deutsche Politik zu werfen. Aber gerade aus der Politik wuchs eine Erscheinung empor, von der man nie sagen kann, ob sie ein großes Gedicht ist oder ein großer Dichter. Was dieser Einzelne, Einzige sprach, schrieb, stritt, litt, erreichte, schien unmittelbar aus einer poetischen, das heißt auf deutsch: aus einer schaffenden Kraft zu stammen. Das Genie dieses Gewaltmenschen hat vieles unterdrückt. Es mußte auch die gleichaltrigen Dichter herabdrücken. Dies trug dazu bei, daß die drei Kriege, die Bismarck ins Werk setzte, weder vorher noch nachher aus einer großen Poesie zurückstrahlen. Was 1871 erreicht wurde, darum hatten auch brave Dichtermänner zwei Menschenalter hindurch gestritten und gelitten. Dafür war Fritz Reuter eingesperrt, Freiligrath verbannt, Theodor Storm strafversetzt worden. Was sie ersehnt hatten, geschah nun ohne ihr unmittelbares Zutun, von der Gegenseite aus. Die deutsche Reichseinheit hatten sie erstrebt, den preussischen Staat bekämpft, nun entstand die deutsche Reichseinheit durch den preussischen Staat. Das machte sie still und wirr.

Erst jüngere Dichter, die 1848 noch junge Knaben waren, wie Heyse, Hopfen, Wilbrandt, bekannten sich feurig zum Schöpfer des Reichs. Fontane, der Märker,

verehrte unter kritischen Vorbehalten seinen Bismarck und sang ihn auf echt bismarckisch-fontanische Art zu Grabe. Aber wollte man alle guten Gedichte auf Bismarck zusammenlegen, so gäbe es ein dürftig schmales Heftchen. Was aus der unmittelbaren Kriegsliteratur blieb und heute schlecht nachgeahmt wird, ist doch nur „König Wilhelm saß ganz heiter“ und „Was fraucht dort in dem Busch herum“. Es paßt auch zum Bismarckschen Wesen, daß der derbe Humor besser geriet, als feierliches Pathos.

Nun aber fing man an, sich im neuen Reich einzuleben. Nun klimperte der französische Goldregen auf allen Dächern. Nun wuchs das Verlangen nach Wohleben. Nun meldete sich die Begehrlichkeit der Entbehrenden. Ein neuer Stand forderte Platz an der Sonne. Deutschland hatte sein altes Haus umgebaut, nun wollte jeder behaglich darin wohnen. Überall wurde die Not des Daseins, der Menschheit ganzer Jammer weit ausgebreitet. Und da wurden auch die Dichter darauf aufmerksam, daß neue Motive, neue Probleme vor ihnen standen. Wie immer, mußte zugleich auch ein Stupps von auswärts fühlbar werden, wenn man sich bei uns zu etwas Neuem aufraffte. Wie unser heutiger Feind, kam der Stupps zugleich von Westen und von Osten; aus dem Frankreich Zolas, aus dem Rußland Tolstois. Die Mitleidsdichtung kam auf; wie man sie höhnisch nannte: die Armeutlitteratur. Ihre Meisterwerke, Hauptmanns „Weber“ und Hauptmanns „Hannele“, sind zugleich die dramatischen Meisterwerke ihres Dichters. Sie sind die natürliche Folge der sozialen Frage, und die konnte erst

brennend werden, als durch Bismarcks Kriege die deutsche Frage gelöst war. Aus der Realpolitik ging der künstlerische Realismus hervor. Der Massenmensch mit seinem Brot und seiner Not war in die moderne Dichtung eingetreten. Man ging zunächst dem Kampf ums körperlichste Dasein, im wahren Sinne des Wortes, zu Leibe.

Aber man lernte aus der Erfahrung, und die moderne Naturwissenschaft bestätigte es, daß Leib und Seele eine Einheit sei, voneinander unzertrennlich. Und wieder ein zeitgemäßer Stupps führte von des Leibes Nahrung und Notdurst zur Notdurst der Seele, zum Leben und Leiden der modernen Seele, und zwar der Seele des Einzelnen, Vereinzelten. Von der Allgemeinheit kam man wieder zur Persönlichkeit, vom Sozialen zum Individuellen, man stellte den Einzelnen in Gegensatz, auch in tragische Konflikte zum Ganzen. Damit folgte man dem Beispiel des nordischen Seelensehers. Es ist ein Kennzeichen der Poesie Henrik Ibsens und derer, die seinen Weg gingen, daß sie in ihrer Durch- und Durchforschung der menschlichen Psyche auf Widersprüche gefaßt waren, daß sie Widersprüche zum eigentlichen Gegenstande ihres psychologischen Kalküls nahmen. Dadurch vertieften sich ihre Probleme, aber sie verdunkelten sich auch und wollten gedeutet sein.

Unter deutschen Ibseniden war dann allerdings mancher, der sich nur ibsenisch gebärdete, der dunkel war, ohne tief zu sein. Daß man von einer großen Gewalt, wie Ibsen, bewegt werden kann und gerade deshalb zur eigenen Selbständigkeit aufgerüttelt wird, dafür ist Gerhart Hauptmann ein Beispiel. Aber wie auf Goethes

„Gög“ die wüthendsten Ritterstücke, wie auf Goethes „Werther“ die absurdesten Selbstmordschmöder folgten, so folgte auch den großen modernen Dokumenten der Seelenzergliederung, der Seelenzerfaserung ein magisches Dunkel, in welchem das Dunkelfte und Dünkelhafteste das dichtende Hirn selbst war. So kam es in der Ausdrucksform zum Schwulst, in der persönlichen Betätigung zur Wichtigtuerei.

Die großen Individualisten Ibsen und Nietzsche sahen in der Ausbildung der eigenen Individualität einen harten, opfervollen Sieg über das eigene Begehren. Sie forderten die strengste Selbsterziehung zu einer Stärke, die nichts für sich selbst will. Unsere kleinen Gernegroße aber riefen höchst ungezogen auf den Markt: „Blöde Menge! Schau mich an! Ich! Ich! Ich bin der starke Mann, der allein steht!“ Aber dann trippelte das starke Männchen ins Kaffeehaus, wo am Stammtisch noch andere Starke und Einzige saßen, und zwar nicht bloß Männlein, sondern auch starke und einzige Fräulein. Und nun lief man gemeinschaftlich Sturm gegen die blöde Menge, die von Goethe oder Gottfried Keller noch immer etwas hält. Da man von andern nicht über Goethe gestellt wurde, so streute man sich gegenseitig Weihrauch. Der Held brauchte ein Volk, und da sich kein andres fand, so stellten die Helden gegenseitig ihr Volk vor und glaubten einander jeden noch so unsinnigen neuen Ton, bis dann wieder andre „Neutöner“ kamen. So unerhörte Töne diese von sich gaben, ganz neu waren sie doch nur im Deutschen. Meistens waren sie irgendeinem Ausländer abgелuckst, irgendeinem aus jenen Völkerschaften, die

uns Deutsche jetzt so herzlich lieb haben und uns so fest umarmen möchten. Der ganze Schwindel war Importartikel.

Mancher individualistische „Neutöner“ hoct jetzt im Schützengraben, gerade so feldgrau, wie jene, die er die „Vielzuvielen“ schimpfte; und, ich will hoffen, gerade so tapfer, wie die Vielzuvielen, von denen wir jetzt gar nicht genug haben können. Das schöne Wort Kriegsfreiwilliger kam zu Ehren. Freiwillig ordnet sich der Einzelne unter das Ganze. Freiwillig macht er sich Tausenden gleich. Schon 1870 gab es Kriegsfreiwillige. Einer davon hieß Friedrich Nietzsche, dem die „Neutöner“ mißverständene Schlagworte nachstammelten. Wie er damals selbst zu den deutschen Truppen eilte, um verwundete Brüder wieder kampffähig gegen Frankreich zu machen, so fliegt jetzt seine Charakterfahne unseren Kämpfern voran; der übermenschliche Wille zur übermenschlichen Kraft. Man wird diesen großen Prüfer der Werte nach dem Kriege mit gewandeltem Auge lesen, und er wird diese Prüfung bestehen; denn es werden ihn nicht mehr Philister und Literaturgecken lesen, sondern Helden, die sich ihrem Volke zum Opfer gaben und ihren letzten Blutstropfen gern bereit hielten.

Unser großer Krieg darf Gutes nicht verschütten, wohl aber vieles im andern Lichte zeigen. Auch die Epoche der letzten Jahrzehnte war ja vom Neutönerschwulst, der nun wohl weggefegt ist, keineswegs ausgefüllt. Es gibt Wohlgewachsenes, was ein unglücklicher Krieg vernichten könnte. Neben und nach Gerhart Hauptmann wuchsen ernst zu nehmende moderne Dichter heran, die zum Teil

noch in der Entwicklung stehen. In der Lyrik, in der Erzählungskunst, ja sogar im Drama mischen sie ihre feinen Stimmen in den Chorus der Besten. Manchen wird man nun erst richtig vernehmen. Die Spreu wird vom Weizen fallen; aber wir hören es täglich — der Weizen ist eine Rarität. Es werden also unter den wirklich Vielzuvielen des Literaturkalenders immer nur ganz wenige sein. Auch in den hohen Zeiten der Poesie, die ja kaum alle halbe Jahrtausend kommen, waren es immer bloß wenige; diese wenigen müssen aber in den richtigen Wert gesetzt werden. Dazu ist notwendig, daß am deutschen Wesen vor allem die Deutschen genesen.

Wir sollen uns nicht jeden ausländischen Land und Schund ehrfurchtsvoll auf oder in den Kopf setzen. Das haben uns die Nachbarn am wenigsten gedankt. Der hochfahrende Engländer, der eitle Franzose konnten diese unsre Eigenschaften gar nicht begreifen. Vielleicht hielten sie uns deshalb für so schwächlich, daß sie glaubten, mit uns fertig zu werden. Mit deutscher Bescheidenheit, deutscher Besonnenheit, deutscher Kraft wollen wir uns zunächst auch gar nicht unsres besonderen Wertes bewußt werden, sondern vor allem unsrer eigenen Art. Art aber zeigt sich in der Kunst. Ohne Wichtigtuerei, ohne Großprahlerei wollen wir uns selbst suchen und in der Wiedergabe des treuen Dichters uns selbst finden. So müssen wir auf junge Dichter sehen, aber auch auf alte, ganz alte. Dann werden bedeutende deutsche Werke, die berühmt sind, auch bekannt werden. Mit Hinweis und Belehrung ist hier nichts geholfen. In seinem dunkeln Drange muß auch ein gutes Volk sich

des rechten Weges wohl bewußt werden. Das nenne man dann Geist der Zeit oder Richtung oder auch Mode; wenn es nur eine Mode ist, die unsrer Art und Kunst entspricht. Wir wollen nach wie vor vom Auslande lernen; aber nicht wie unkritische Nachbeter, sondern wie ein vorsichtiger Forscher, der das, was ihm der andre bringt, nach eigener Prüfung und eigenem Gutachten annimmt oder — wegschmeißt.

Und wenn ich ein bißchen den Propheten spielen darf — ich glaube, daß dieser neue Krieg den deutschen Dichtern das Problem stellen wird: Wie vertragen sich Held und Volk; materieller Demokratismus mit einer Aristokratie des Geistes und des Herzens; die Seele des Einzelnen im Körper des Ganzen? Auf dem Wege zur Lösung dieses Problems, dieses „Widerspruchs“ werden uns alle großen Dichter deutscher Vergangenheit entgegenkommen.



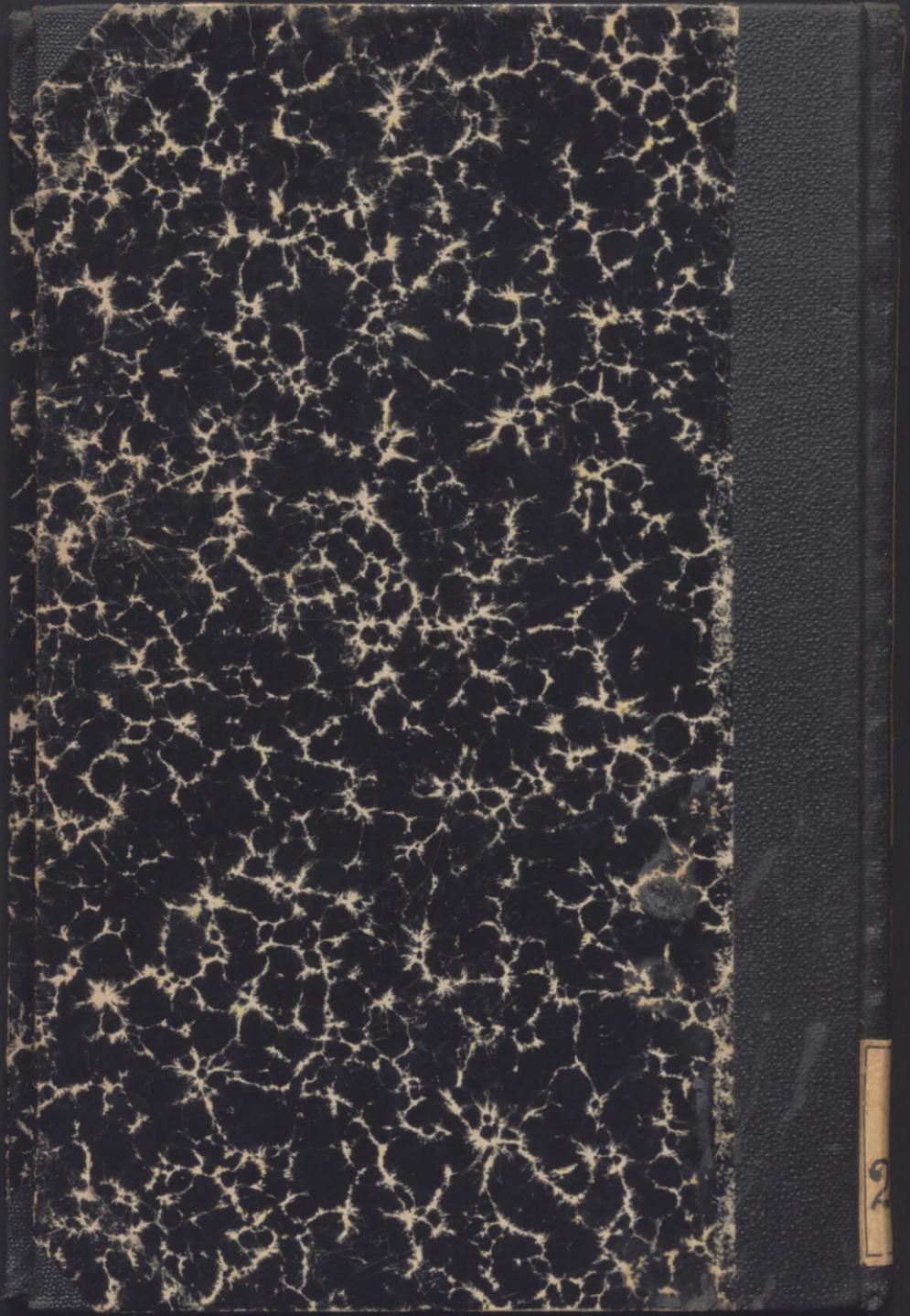
Sammlung von Schriften
zur Zeitgeschichte

Jeder Band gebunden 1 Mark

1. Band: Aus den Kämpfen um Lüttich. Von einem Sanitätsfeldaten.
 2. Band: Weltwirtschaft und Nationalwirtschaft.
Von Franz Oppenheimer.
 3. Band: Der englische Charakter, heute wie gestern.
Von Theodor Fontane.
 4. Band: Preussische Prägung. Von Lucia Dora Frost.
 5. Band: Friedrich und die große Koalition.
Von Thomas Mann.
 6. Band: Die Fahrten der Emden und der Ayesha.
Mit 20 Abbildungen. Von Emil Ludwig.
 7. Band: In England — Ostpreußen — Südösterreich.
Von Arthur Holtscher.
 8. Band: Der deutsche Mensch. Von Leopold Ziegler.
 9. Band: Russischer Volksimperialismus. Von Karl Leuthner.
 10. Band: Die Flüchtlinge. Von einer Reise durch Holland
hinter die belgische Front. Von Norbert Jacques.
 11. Band: Zwischen Lindau und Memel während des
Krieges. Von Paul Schlenther.
 12. Band: Deutsche Kunst. Von Karl Scheffler.
 13. Band: Gedanken zur deutschen Sendung. Von
Alfred Weber.
-

S. Fischer . Verlag . Berlin

32257



2